



Haase/Jacob (Hrsg.)
Architexturen einer Grenzregion







Frank Haase / Eric Jakob (Hrsg.)

Architexturen einer Grenzregion

Medien und Kommunikation am Oberrhein

kopaed (muenchen)
www.kopaed.de





Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek


Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Gedruckt mit Unterstützung des Staatssekretariats für Wirtschaft
SECO.

ISBN 978-3-86736-046-3

Druck: Kessler Druck + Medien, Bobingen

© kopaed 2008
Pfälzer-Wald-Str. 64, 81539 München
Fon: 089.68890098 Fax: 089.6891912
e-mail: info@kopaed.de Internet: www.kopaed.de



INHALT

Vorwort der Herausgeber 7

Urs Wüthrich-Pelloli
Die Bedeutung der Medien am Oberrhein – Ein Grußwort 11

Eric Jakob
Architexturen einer Grenzregion – Einführung 15

Teil 1 KOMMUNIKATIONSRAUM OBERRHEIN

Frank Haase
Medien und Kommunikation am Oberrhein 21

Peter Haber
Archäologie des Buchdrucks 31

Alberto Schneebeli
Mehrsprachigkeit am Oberrhein –
Die Förderung der Mehrsprachigkeit an Schulen 41

Martin Graff
La distance affective am Oberrhein 47

Teil 2 GRENZRAUM OBERRHEIN

Alexander Honold
Literaturlandschaft am Oberrhein. Revue und Projekt 55

Christian J. Haefliger
Verkehrsraum Oberrhein 69

Rita Schneider-Sliwa
Architexturen zukunftsfähiger Metropolitanregionen
am Südlichen Oberrhein 79

Ueli Mäder
Identität im Kontext der Glokalität 97

Teil 3 ZUKUNFTSRAUM OBERRHEIN

<i>Klaus Wenger</i> Auf dem Weg zu einer Europäischen Öffentlichkeit	109
Podiumsdiskussion I – Zukunftsraum Oberrhein	119
Moderation: <i>Frank Baasner</i> Teilnehmer: <i>Alfons Bank</i> <i>Sabine Eggmann</i> <i>Peter Felber</i> <i>Sebastian Kölliker</i> <i>Georg Kreis</i> <i>Klaus Wenger</i>	

Teil 4 MEDIENRAUM OBERRHEIN

<i>Karin Drda-Kühn</i> Neue Informationstechnologien: Chancen für den europäischen Medien- und Kulturraum	137
<i>Niggi Ullrich</i> Abschied von den Medien – Herausforderung für die Kulturförderung	145
Podiumsdiskussion II – Medienraum Oberrhein	149
Moderation: <i>Niggi Ullrich</i> Teilnehmer: <i>Urs Breitenstein</i> <i>Roland Fesenmayr</i> <i>Thomas Jenny</i> <i>Christoph Koellreuter</i> <i>Rainer Suchan</i> <i>Christoph Taubmann</i>	
Verzeichnis der Autoren und Diskussionsteilnehmer	161

Vorwort der Herausgeber

Mit dem europäischen Binnenmarkt und den Bilateralen Abkommen Schweiz-EU werden staatliche Grenzen immer mehr zu „verschwindenden Grenzen“. Der europäische Einigungsprozess eröffnet daher auch die Möglichkeit, die grenzüberschreitende Kommunikation neu zu gestalten.

Vor diesem Hintergrund sucht das Projekt *TriReg - Medien und Kommunikation am Oberrhein* nach Modellen für zukünftige Kommunikations- und Kulturräume, die exemplarisch am Beispiel der Oberrheinregion entwickelt werden können.

Unser Ziel ist es, einen Umgestaltungsprozess anzustoßen, der die Möglichkeiten und Chancen einer interkulturellen Kommunikation deutlich macht und zu einer Verbesserung des kulturellen Bewusstseins unserer Dreiländer-Region führt.

In diesem Sinne veranstalteten wir am 11. und 12. Mai 2007 im ‚Forum‘ der alten Universität, Rheinsprung 11, Basel, den Kongress **ARCHITEXTUREN einer Grenzregion**, der ein erster Schritt auf diesem Weg sein soll. Für diese Veranstaltung hatten sich die Partnerinstitutionen

- Regio Basiliensis,
- Hochschule für Kunst und Gestaltung Basel (Institut Innenarchitektur und Szenografie und Institut Design- und Kunstforschung) sowie
- Universität Basel (Institut für Medienwissenschaft und Deutsches Seminar)

zusammengefunden. Hinzu kam noch die Zusammenarbeit mit dem *medien forum freiburg*.

Die Konstellation der beteiligten Partner steht nicht nur für eine interdisziplinär ausgerichtete, angewandte Forschung, sondern gewährleistet gleichzeitig auch eine enge Verzahnung von Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Medien.

Eine zentrale Intention des Kongresses war es, die grenzüberschreitende Kommunikation am Oberrhein zu befragen. Und dies nach zwei Seiten hin:

Archäologie der Gegenwart: Was wissen wir über die diskurs- und mediengeschichtlichen „Wurzeln“ (arché), die bis heute die grenzüberschreitende Kommunikation ermöglichen und bestimmen, und auf welchen politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Feldern kommen solche Texturen zum Tragen?

Archäologie der Zukunft: Was wissen wir über die Mittel und Inhalte, die die Architektur einer ‚oberrheinischen Öffentlichkeit‘ heute bestimmen, und sind sie geeignet für die Gestaltung zukünftiger Kommunikations- und Kulturräume?

Im Einzelnen wurden auf dem Kongress vier Themenfelder behandelt, die folgende Leitfragen hatten:

Teil 1: KOMMUNIKATIONSRAUM OBERRHEIN

Dass es eine grenzüberschreitende Kommunikation am Oberrhein gibt, ist fraglos zu bejahen. Offen aber ist, welche Formen und Inhalte triregionaler Kommunikation sich seit dem 15. Jahrhundert in der wechselvollen Geschichte der Oberrheinregion herausbilden und etablieren konnten, aber auch verloren gegangen sind bzw. be- und verhindert wurden? Gibt es Elemente, die es erlauben, die Oberrheinregion, wenn auch nur ansatzweise, als eigenen Kommunikations- und Kulturraum zu begreifen?

Teil 2: GRENZRAUM OBERRHEIN

Grenzen schaffen Unterschiede und ermöglichen zugleich Identität und Territorialität. Staatsgrenzen im Besonderen sind weder natürlich noch absolut, sondern relativ und künstlich und bergen oftmals erhebliche Schwierigkeiten in sich. Grenzräume sind deshalb symbolische Konstruktionen und das Ergebnis bestimmter politischer Strategien, die in der Ausgestaltung von Grenzräumen ihre symbolische Repräsentation finden.

Welche symbolischen Räume greifen in der Oberrheinregion ineinander, und wie lassen sich diese beschreiben? Was war und ist für das Herausbilden, Etablieren, Transformieren oder Verhindern dieser Räume konstitutiv? Welche Rolle kommt dabei der Politik, den Medien und ihren Kommunikationstechnologien, aber auch der Wirtschaft zu?

Teil 3: ZUKUNFTSRAUM OBERRHEIN

Wie sehen Zukunftsmodelle aus, mit welchen heutzutage Kommunikations- und Kulturräume auch in Hinblick auf ein vereintes Europa entworfen werden? Welche Antworten weiß die Politik? Oder bräuchte es nur neue Tourismuskonzepte? Welche Bedeutung könnte eine grenzüberschreitende Jugendarbeit haben? Was könnten die Kirchen leisten? Welche Rolle könnten die Kommunen als Kommunikationsplattformen grenzüberschreitender Interaktion spielen?

Teil 4: MEDIENRAUM OBERRHEIN

Was sind aus der Perspektive von Medien- und Kunstschaffenden die zentralen Problembereiche, die eine grenzüberschreitende Kommunikation am Oberrhein und die mediale Präsenz eines oberrheinischen Kulturraums erschweren? Wie könnten durch neues Informations- und Medienmanagement Umgestaltungsprozesse angestoßen werden, die die Chancen einer interkulturellen Kommunikation deutlich machen und zu einer Verbesserung des kulturellen Bewusstseins der Triregion führen.

Wenn wir mit der vorliegenden Publikation alle Beiträge des Kongresses öffentlich machen können, so wünschen wir uns, dass damit zugleich auch eine breite Öffentlichkeit und insbesondere die Menschen am Oberrhein die Möglichkeit erhalten, sich umfassend über den Kulturraum Oberrhein zu informieren, aber sich auch aktiv an der Verbesserung des kulturellen Bewusstseins unserer Dreiländer-Region zu engagieren.

An dieser Stelle wollen wir allen Mitwirkenden am Kongress nochmals unseren herzlichen Dank für ihr Engagement und für ihre tatkräftige Unterstützung zum Gelingen der Veranstaltung danken.

Unser besonderer Dank gilt dem Staatssekretariat für Wirtschaft SECO, das mit seiner Druckkostenhilfe die Publikation erst ermöglicht hat.

Basel im Winter 2008

Frank Haase, Eric Jakob



Urs Wüthrich-Pelloli

Die Bedeutung der Medien am Oberrhein – Ein Grußwort

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Es freut mich außerordentlich, diesen Kongress „Architexturen einer Grenzregion“ eröffnen zu können.

Vor rund 2 ½ Jahren haben wir uns bereits hier in Basel im Rahmen des 9. Dreiländerkongresses mit der Thematik „Medien und Kommunikation am Oberrhein“ beschäftigt. Die Kooperationspartner der Deutsch-französisch-schweizerischen Oberrhein-konferenz, welche ich dieses Jahr präsidieren darf, führen seit 1988 in der Regel alle 2 Jahre einen so genannten Dreiländerkongress zu einem Schwerpunktthema durch. Der letzte Kongress, welcher von der Schweizer Seite ausgerichtet wurde, war eben der Medien- und Kommunikationskongress im September 2004. Veranstalter waren die fünf Kantone der Nordwestschweiz Basel-Landschaft, Basel-Stadt, Aargau, Solothurn und Jura. Organisiert wurde er von der Regio Basiliensis, welche auch an der heutigen Veranstaltung beteiligt ist.

Es freut mich sehr, dass der heutige Kongress „Architexturen einer Grenzregion“ gemäß Auskunft der Veranstalter bewusst beim 9. Dreiländerkongress anknüpft und die dort begonnene Arbeit fortsetzt bzw. auch neue Aspekte aus dem breiten Feld der grenzüberschreitenden Medien- und Kommunikationsarbeit beleuchtet. Dem Einladungsflyer wie auch den auf dem Flyer angegebenen Web-Sites ist zudem zu entnehmen, dass dieser Kongress „Architexturen“ als ein erster Schritt im Rahmen einer Forschungskoooperation mit dem Namen „TriReg“ zu verstehen ist, an welcher die Hochschule für Gestaltung und Kunst der FHNW, das Institut für Medienwissenschaft der Universität Basel, das Deutsche Seminar der Universität Basel, die Regio Basiliensis sowie das „medien forum freiburg“ beteiligt sind. Ich halte es für sehr sinnvoll, dass solch wichtige Themen nicht bloß punktuell an Kongressen und Tagungen beleuchtet werden, sondern auch Gegenstand einer kontinuierlichen und längerfristigen Bearbeitung sind. Die Partnerschaft erscheint gegenwärtig noch ein bisschen einseitig Basel- oder Nordwestschweiz-lastig zu sein. Ich kann mir gut vorstellen, dass sich dies zukünftig durch eine Erweiterung in Richtung Elsass und badische Nachbarschaft korrigieren lässt. Grundsätzlich möchte ich aber betonen, dass ich die Initiativen „Architexturen“ und „TriReg“ ausdrücklich begrüße. Und ich biete mich bei dieser Gelegenheit auch als Ansprechpartner an, wenn aus Ihren Analyse- und Forschungsarbeiten konkrete politische Vorstöße resultieren.

Medien und Medieneerfindungen haben in der Vergangenheit zumindest während einer gewissen Epoche nicht unwesentlich die Kulturlandschaft Oberrhein geprägt: Wir werden anschliessend noch einiges zum Buchdruck erfahren, der ja eine Erfindung der Oberrheinregion ist. Heute leben wir längst in einer Informationsgesellschaft. Fast alle Lebens- und Arbeitsbereiche werden von neuen Anwendungen der Informations- und Kommunikationstechnologien durchdrungen. Die modernen Kommunikationsmittel erleichtern den Informationsfluss und verbessern auch zwischen den Nachbarn am Oberrhein den grenzüberschreitenden Informationsaustausch – dies sowohl in wirtschaftlicher wie auch sozialer und kultureller Hinsicht. Das Internet hat per definitionem zum Ziel, Grenzen zu überwinden. Es bietet die Möglichkeit, eine Vielzahl von Informationen schnell und kostengünstig an eine Vielzahl von Nutzern ungeachtet ihrer nationalen Zugehörigkeit zu übermitteln.

Doch trotz stetig wachsendem Informationsaustausch und zunehmender Globalisierung bleiben nationale Grenzen gerade auch im Bereich der Medien und Kommunikation deutlich spürbar. Herkömmliche Medien haben in der Regel ein beschränktes Einzugs- und Verbreitungsgebiet. Anzeigenmärkte funktionieren national. Die Tarife für mobiles Telefonieren variieren von Land zu Land. Ebenso die Spielregeln für professionelles Marketing oder die Kommunikation zwischen Kultur- und Medienschaaffenden. Die medialen Welten sind nach wie vor sehr stark durch nationale Grenzen und Wahrnehmungen geprägt: Kaum jemand im Elsass oder in Südbaden interessiert sich für die Schweizer Axpo Super League und umgekehrt sind auch Basler Fußballfans eher selten auf französische und deutsche Meisterschaften fokussiert. Grenzüberschreitende Medienberichterstattung hat häufig den Charakter des „Über-den-Grenzzaun-Schauens“ und ist selten Ausdruck gemeinsamer Identität. Gerade dies wurde auch mehrfach am 9. Dreiländerkongress zum Ausdruck gebracht: Der mediale Blick über die Grenzen interessiert sich vor allem für grenzüberschreitenden Konsum: billiger einkaufen, besser essen, sich hier oder dort vergnügen. Natürlich sind es nicht zuletzt die Sprachgrenzen und die damit einhergehenden interkulturellen Unterschiede, welche wesentliche Hindernisse für den grenzüberschreitenden Informationsaustausch darstellen.

Dennoch sind die grenzüberschreitende Kommunikation im Allgemeinen und die grenzüberschreitende Medienberichterstattung im Besonderen bestimmend für die Weiterentwicklung des gemeinsamen Kultur- und Lebensraums Oberrhein. Eine stärkere Verbindung und Vernetzung verschiedener Medien über nationale und kulturelle Grenzen hinweg, von Zeitungen über Radio, Fernsehen, Internet bis hin zu Online-Diensten, kann massgeblich zur besseren Integration und einem wachsenden „Wir“-Gefühl in unserer Dreiländerregion beitragen. Die Medien und die durch sie gelenkten Kommunikationsprozesse spielen eine zentrale Rolle beim Aufbau einer grenzüberschreitenden Verständigung. Ja, sie spielen eine entscheidende Rolle beim Aufbau von Europa! Das zusammenwachsende Europa, das bürgernah und demokratisch sein soll, braucht ei-

nen gemeinsamen öffentlichen Raum, einen Medienraum, in dem auch über regionale und nationale Grenzen hinweg Debatten geführt werden können.

Mutige und ermutigende Beispiele dafür gibt es gerade auch in der Oberrheinregion: Man denke an das Pionierprojekt der Basler Zeitung, die „Dreiland-Zeitung“, welche über viele Jahre hinweg über die Dreiländer-Region berichtet hat und dann aus wirtschaftlichen Gründen wieder eingestellt werden musste. Vielleicht war damals die Zeit noch nicht reif dafür und die grenzüberschreitende Verflechtung noch nicht so dicht, wie sie heute ist. Wenn ich sehe, welch breiten Raum die Dreiland-Berichterstattung gerade in jüngster Zeit in der Basler und Basellandschaftlichen Zeitung einnimmt, stimmt dies zuversichtlich für allfällige neue Ansätze, obwohl mir gleichzeitig auch bewusst ist, dass sich die Printmedien generell in einem schwierigen Prozess des strukturellen Wandels befinden. Vorzeigeprojekte gibt es auch im audiovisuellen Bereich: zum Beispiel die Radiosendung „Drei Länder – ein Thema“ oder die deutsch-französische Fernseh-Kooperation von SWR und FR3 „Vis-à-vis“, welche mit INTERREG-Mitteln initiiert wurde und mittlerweile auch Schweizer Themen mit einbezieht, obwohl sich das Schweizer Fernsehen mit Sitz in Leutschenbach bei Zürich nicht zu einem Engagement durchringen konnte. Als europäisches Leuchtturmprojekt im Medienbereich ist natürlich auch noch der deutsch-französische Kultursender ARTE mit Sitz in Strassburg zu nennen.

Wirtschaftlich gesehen ist der Bereich „Medien und Kommunikation“ im Gegensatz etwa zu den „Life Sciences“ zwar kein Schlüsselsektor für den Oberrhein – auch dies haben die im Rahmen des 9. Dreiländerkongresses in Auftrag gegebenen Studien gezeigt. Dennoch ist der Bereich „Medien und Kommunikation“ wegen der Allgegenwart seiner Produkte und der Bedeutung der Kommunikation in allen Sektoren der Gesellschaft enorm wichtig. Als Grenzregion hat der Oberrhein ein vitales Interesse an einer möglichst weitgehenden Kompatibilität zwischen den unterschiedlichen nationalen Normen und Standards im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologien, aber auch an zusätzlichen Informationen zu Wirtschaftsstruktur und Spezialitäten in der Nachbarregion. Erst dies erlaubt der ansässigen Kommunikationswirtschaft Synergien zu nutzen und gezielt grenzüberschreitende Märkte zu erschliessen.



Eric Jakob

Architexturen einer Grenzregion – Einführung

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Was wollen wir mit dieser Veranstaltung *Architexturen einer Grenzregion*?

Ausgangspunkt ist die Tatsache, dass wir uns am Oberrhein in einer Grenzregion befinden. Das Elsass, Baden-Württemberg und die Nordwestschweiz liegen jeweils in nationaler Randlage, oder anders gewendet: Die Oberrheinregion ist von politischen Grenzen durchzogen.

Die Oberrheinregion ist ein Raum mit knapp 6 Millionen Einwohnern, mit einer relativ hohen Bevölkerungsdichte und einer hohen Wirtschaftskraft, die im Vergleich mit den nationalen Werten von Deutschland, Frankreich, Schweiz deutlich über dem Durchschnitt liegt. Der Oberrheinraum, an der Schnittstelle von germanischer und romanischer Kultur gelegen, ist in vielerlei Hinsicht eine interessante Region: Historisch, kulturell, wirtschaftlich und auch – wie wir im Verlauf dieser Tagung feststellen werden – mediengeschichtlich.

Auszugehen ist aber auch von der Tatsache eines sukzessiven Grenzabbaus während der letzten Jahre und Jahrzehnte durch die Europäische Integration, die Bilateralen Verträge zwischen der Schweiz und der Europäischen Union sowie durch die zunehmende Globalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft. Geschäftsbeziehungen, kultureller Austausch und Kommunikationsverhältnisse sind immer häufiger grenzüberschreitend, europäisch oder global. Mobilität und Kommunikationsmöglichkeiten erschließen immer größere Räume und Märkte für Individuen und Unternehmen.

Während dies für alle Regionen in der Tendenz zutrifft, sind Grenzregionen diesbezüglich in einer besonderen Lage: Der Expansionsdruck durch größere Mobilität und bessere Kommunikationsmöglichkeiten führt in Grenzregionen dazu, dass man sehr bald im wörtlichen Sinn ‚an Grenzen stößt‘.

In einer Region wie Basel ist dies besonders augenfällig: Wir leben hier in einer grenzüberschreitenden Agglomeration mit rund 800'000 Einwohnern. Diese Agglomeration wird aber als solche auf den ersten Blick kaum sichtbar, da sie sich über drei Länder und in der Schweiz über vier Kantone erstreckt. Arbeiten, Einkaufen, Freizeitgestaltung und Kulturgenuß findet hier zu einem großen Teil grenzüberschreitend statt.

Wenn man in der Region Basel etwas unternehmen will, dann sollte dies vorzugsweise in Absprache mit den Nachbarn geschehen. Ich nenne dazu nur ein paar Stichworte: der gemeinsame EuroAirport Basel-Mulhouse-Freiburg, die Zollfreistrasse, welche die deutschen Städte Weil und Lörrach via Schweizer Territorium verbindet, das Novartis ‚Campus des Wissens‘ direkt an der Grenze, Schienen-bypass für den Güterverkehr um Basel, grenzüberschreitende Tramverbindungen, Geothermiebohrungen und entsprechende kollaterale Erdbeben, Grundwasserqualität, Rheinbordnutzung oder Rheinhafenplanung. All dies sind Themen, die man nicht allein von Basel aus anpacken kann, sondern die man in einem größeren, in einem grenzüberschreitenden Rahmen angehen muss.

Die Einsicht, dass in der Region Basel die grenzüberschreitende Zusammenarbeit eine Notwendigkeit darstellt, hat weit um sich gegriffen und nahezu alle Politikbereiche erfasst. Eines der jüngeren Beispiele ist die grenzüberschreitende Zusammenarbeit im Gesundheitswesen. Die medizinische Spezialisierung und die Mobilität der Patienten führt zu immer größeren Einzugsgebieten für medizinische Leistungen: In einer Grenzregion wie Basel heißt das, dass beispielsweise das Basler Universitäts-spital auch auf Patienten im Umland angewiesen ist, um die Fallzahlen und die Qualität der medizinischen Eingriffe zu gewährleisten.

Was hier in der Region Basel besonders stark ausgeprägt ist, finden wir allerdings auch andernorts: Das Denken in funktionalen Räumen – ungeachtet politischer Grenzen – ist eine Notwendigkeit und bedarf je nach Situation spezifischer Kooperationsinstrumente. Die Antwort der Entscheidungsträger der Region Basel auf diese Situation einer immer engeren grenzübergreifenden Verflechtung war der Aufbau eines grenzüberschreitenden Kooperationsnetzwerks zum Informationsaustausch, zur gemeinsamen Problemlösung und zunehmend auch zur Nutzung grenzüberschreitender Komplementaritäten und Chancen.

Die Regio Basiliensis selbst, 1963 gegründet als Nordwestschweizer Dienstleistungszentrum für die Oberrhein-Kooperation, ist Ausdruck dieses Willens. Inzwischen sind eine Vielzahl von Kooperationsvorhaben in allen möglichen Bereichen lanciert und umgesetzt worden. Ich nenne nur ein paar Projekte: Bau einer Rad- und Fußgängerbrücke über den Rhein, grenzüberschreitende Regio-S-Bahn, INFOBEST-Netz für Bürgerberatung, Beratungsdienstleistungen für kleine und mittlere Unternehmen, Bio-Valley-Netzwerk für die Life Sciences Industrie und Forschung, Oberrheinischer Museumspass, trinationales Schulbuch, EUCOR-Universitätsverbund für Lehre und Forschung, rund 20 bi- und trinationale Studiengänge der Universitäten und Fachhochschulen. Mit INTERREG-Mitteln sind am Oberrhein in den vergangenen 15 Jahren rund 300 grenzüberschreitende Projekte gefördert worden. Jedes dieser Projekte ist eine kleine Brücke, die über die Grenzen hinweg konstruiert werden muss und in der Regel auch Bestand hat.

Diese Situation einer immer engeren grenzüberschreitenden Verflechtung hat nun aber auch weitreichende Folgen für Identität und Kommunikationsverhalten von uns allen. Sie verändert die Wahrnehmung der eigenen Region. Etwa durch die Fragen: ‚Was gehört dazu, was gehört nicht mehr dazu?‘ Basel – Schweiz – Oberrhein – Europa: Was bedeutet das für die eigene Identität? ‚Wo und wie gehöre ich dazu?‘ Ein schönes Beispiel dafür, dass hier ein Prozess stattfindet, war die Begrüßung des Maire von Saint-Louis anlässlich der Gründung des Trinationalen Eurodistricts Basel vor wenigen Monaten. Er begrüßte die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit einem ‚Bienvenue à Bâle‘ – und dies auf französischem Territorium. Dies wäre vor einigen Jahren noch undenkbar gewesen.

Ferner: Wenn sich die Kulturen vermischen, stellt die interkulturelle Verständigung eine zunehmende Herausforderung dar. Wie kann diese Herausforderung in unserer Grenzregion am Oberrhein bewältigt werden? Sind wir genügend gerüstet für die interkulturelle Verständigung? Oder unterliegen wir immer wieder von neuem den alten Klischeevorstellungen über den Nachbarn, d.h. über die Deutschen, die Franzosen, die Schweizer?

Schließlich: Diese Situation verändert auch die Kommunikations- und Medienräume. Medien spielen eine wichtige Rolle für Identitätsschaffung und für die Konstitution von Räumen. Gleichzeitig sind sie aber zurückgebunden an die nationalen Märkte und Rechtssysteme und sowie an die Sprachgemeinschaft. Anlässlich unseres 9. Dreiländerkongresses ‚Medien und Kommunikation am Oberrhein‘ vom 16. September 2004 wurde diese Schwierigkeiten in vielerlei Hinsicht aufgezeigt. Umgekehrt gilt aber auch: Wenn Europa wirklich zu den Bürgern kommen soll, wenn Europa gelebte Wirklichkeit werden soll, dann braucht es auch eine europäische Öffentlichkeit, dann braucht es grenzüberschreitende Medien. Und wenn wir eine oberrheinische Öffentlichkeit wollen, dann braucht es entsprechend oberrheinische Medien. Ein ‚Wir-Gefühl‘, das über die eingeweihten Zirkel der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit hinausreicht, ist auf gemeinsame mediale Plattformen angewiesen.

Diese und ähnliche Fragen wollen wir heute und morgen Vormittag im Rahmen des Kongresses ‚Architexturen einer Grenzregion‘ behandeln. Im Wesentlichen geht es darum darzulegen, wie der Oberrhein als Grenzregion strukturiert ist. Welche trennenden und welche verbindenden Elemente prägen unsere Region?

Architexturen: Da ist das Wort ‚Text‘ enthalten, aber auch ‚Textur‘ von lateinisch ‚textura‘ mit der Bedeutung ‚Gewebe‘. Welche Gewebe, welche Strukturen, welche Geflechte, welche Netze und Netzwerke halten unsere Dreiländer-Region trotz der Grenzen zusammen und prägen ihre Gesamtkonstruktion, ihre Architektur? Es werden hier also grenzüberschreitende Verflechtungen ausgeleuchtet, seien das nun Kommunikationsprozesse, öffentliche Verkehrsnetze, wirtschaftliche Verknüpfungen

oder grenzüberschreitende Mediennutzung. Das Ganze hat dabei immer auch eine europäische Dimension: Wie können oder müssen im Hinblick auf das zusammenwachsende Europa Kommunikations- und Kulturräume entworfen werden? Wie kann europäische Öffentlichkeit hergestellt werden?

Schließen möchte ich mit einem Zitat des mittlerweile verstorbenen Kommunikationsexperten Professor Peter Glotz, der als Hauptredner an unserem 9. Dreiländerkongress folgendes sagte:

„Kommunikationsräume entstehen nicht automatisch. Sie bilden sich dort, wo lebensweltliche Strukturen bestehen, die Anlässe für Kommunikation bieten. Wer die interkulturelle Kommunikation intensivieren will, muss Anlässe zu solch einer interkulturellen Kommunikation schaffen. Er muss auf allen Ebenen gemeinsame lebensweltliche Begegnungen fördern: Der rationale Dialog ist eben so wichtig wie die die Vernetzung gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen oder emotional geprägte Anlässe. Wenn wir grenzüberschreitende Kommunikation in Gang setzen wollen, dann müssen wir weniger an die technischen Voraussetzungen denken, sondern in die Kultur des jeweils anderen eintauchen.“



Teil 1

KOMMUNIKATIONSRAUM OBERRHEIN





Frank Haase

Medien und Kommunikation am Oberrhein

In der nächsten halben Stunde werde ich das komplexe und umfangreiche Themenfeld *Medien und Kommunikation am Oberrhein* aus zwei unterschiedlichen Blickwinkeln betrachten und einige Aspekte in ihren Grundzügen entwickeln. Es sind dies eine kommunikationswissenschaftliche, an der Aktualität der Medieninhalte ausgerichtete Perspektive, aber auch eine mediengeschichtliche Betrachtungsweise der Oberrheinregion, mit welcher ich letztlich der Frage nachgehen möchte, was identitätsstiftende Aspekte sein könnten, die es erlauben, die Oberrheinregion als eigenen Kulturraum zu begreifen.

Das Bild der Oberrheinregion in den Medien heute

Trotz vieler gestarteter Initiativen wird heutzutage die grenzüberschreitende Kommunikation am Oberrhein vielfach als unbefriedigend bewertet. Anders gewendet: Man beklagt, dass es eine nur unzureichend ausgebildete „tri-regionale Öffentlichkeit“ als Plattform demokratischer Willensbildung und kulturellen Austausches gibt. Diese Situationseinschätzung war Konsens auf dem von der Regio Basiliensis im Auftrag der Nordwestschweizer Kantone veranstalteten 9. Dreiländerkongress „Medien und Kommunikation am Oberrhein“ und findet sich in den Berichten der Fachgruppen-Foren *Printmedien, Radio, Fernsehen* und *Kommunikation in Kunst und Kultur* ausführlich dokumentiert.

Das Manko einer lebendigen, grenzüberschreitenden Kommunikation – nicht nur am Oberrhein – wird gemeinhin mit defizitären Strukturen im Technischen und Politischen begründet. Bei der Frage, wie die Bedingungen beschaffen sein müssten, damit Kommunikation überhaupt funktionieren kann resp. interkulturelle Kommunikationsräume organisiert sein müssten, werden deshalb zwei Strategien ins Feld geführt: *Schaffung von Kompatibilitäten im Technischen* und *Initiierung von Kommunikationsanlässen*.

Dass aber solche Lösungsmodelle, die das Problem technokratisch resp. politisch zu lösen suchen, in der Vergangenheit nur in begrenztem Maße erfolgreich waren, wird dabei vergessen. Zu Recht hat deshalb Peter Glotz in seinem, anlässlich des 9. Dreiländer-Kongresses gehaltenen Vortrag „Grenzüberschreitende Kommunikationsprozesse“ resümierend festgestellt: „Auch die besten technischen Voraussetzungen zur

Kommunikation garantieren Kommunikation nicht“. Doch verzichtet er in seiner Analyse grenzüberschreitender Kommunikationsprozesse gleichwohl darauf, die Erfolglosigkeit solcher Lösungsmodelle zu hinterfragen.

Dass es eine grenzüberschreitende Kommunikation gibt, ist fraglos zu bejahen. Doch wissen wir nicht, welche politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Felder sie behandelt und mit welchen Inhalten sie eine ‚oberrheinische Öffentlichkeit‘ herstellt.

Wer dies beantworten wollte, muss mit Überraschung feststellen, dass bis vor kurzem keinerlei Untersuchungen durchgeführt wurden, die darüber Auskunft geben, auf welche Art und Weise das Bild der oberrheinischen Nachbarn in den Medien beschaffen ist. Im gleichen Maße ist unbekannt, durch welche Inhalte die Triregion als ‚kulturelle Öffentlichkeit‘ präsentiert wird.

Was fehlte, war eine Inhaltsanalyse der medialen Angebote von *Print*, *Hörfunk* und *Fernsehen*, aus welcher man ersehen konnte, was die Bewohner des Oberrheins von ihrer transnationalen Region und ihren Nachbarn wissen können.

Eine solche Bestandsaufnahme darf aber als Voraussetzung begriffen werden, um kritisch das Erreichte und Geschaffene bewerten und gewichten, aber zugleich auch gezielt Verbesserungen angehen zu können. Die Forderung, neue Kommunikationsanlässe zu stiften, bleibt und muss fruchtlos bleiben, wenn vorab nicht bewusst geworden ist, worin die bestehenden Interaktionen gründen und welche Inhalte sie hervorbringen.

In diesem Sinne ist die strukturanalytisch ausgerichtete inhaltliche Aufarbeitung bestehender medialer Angebote in den Medien *Print*, *Hörfunk* und *Fernsehen* Grundlagenforschung, auf deren Ergebnisse gezielt und ergebnisorientiert die grenzüberschreitende Kommunikation ausgebaut und weiterentwickelt werden kann.

Vor diesem Hintergrund habe ich in Zusammenarbeit mit der Regio Basiliensis im Sommersemester 2006 an der Universität Basel einen medienpraktischen Kurs veranstaltet, der sich zur Aufgabe machte, in einem ersten Schritt das Bild der Oberrheinregion in den Medien zu untersuchen. In einem Zeitraum von zwei Monaten wurden Printmedien wie öffentlich-rechtlicher und privater Hörfunk und Fernsehen ausgewertet. Das Ergebnis war verblüffend eindeutig und lässt sich wie folgt zusammenfassen:

Das mediale Bild, welches in den Medien *Print*, *Hörfunk* und *Fernsehen* von der Oberrheinregion konstruiert wird, ist Effekt eines **GRENZ-DISPOSITIVS**, das den medialen Äußerungen voraus liegt und als Aussageformation die medialen Artikulationen verantwortet.

Dieses GRENZ-DISPOSITIV operiert nach dem Prinzip der transzendental-empirischen Reduplikation, wie sie Michel Foucault in seinen Büchern „Archäologie des Wissens“ und „Die Ordnung der Dinge“ dargestellt hat. Das heißt: Die Quasi-Transzendente *Grenze* ist die Bedingungen der Möglichkeit, dass über die Oberrheinregion informiert wird, und gleichzeitig bestätigen wie affirmieren die jeweiligen Informationen dieses historische Grenz-Apriori. Deshalb erfüllt das medial konstruierte Bild der Oberrheinregion die Funktion, den bestehenden Status quo der Oberrheinregion als Dreiländereck, das als historisch gewachsenes Gebilde dreier Staaten mit national-staatlichen Grenzen zu begreifen ist, festzuschreiben.

Das erklärt, weshalb sich in den untersuchten Medien die Berichterstattung über die Nachbarländer auf zwei grundlegende Schwerpunkte reduziert resp. verdichtet. Diese Schwerpunkte sind: **Grenzstörung** und **Grenzverkehr**.

GRENZSTÖRUNGEN

Auf Grundlage des Datenmaterials ist evident, dass nur solche Themen trinationalen Charakter haben, die sich politisch weder regional noch national behandeln lassen. Metaphorisch gesprochen: Es sind Themen, die keine regionale und keine nationale Grenzziehung erlauben. Solche Themen stammen aus den Bereichen *Umwelt und Natur*.

Es sind dies also Themen, die auch Gefährdungen beinhalten können, die als grenzüberschreitende und gemeinsame Probleme eingestuft werden (Bsp.: Artensterben bei den Schmetterlingen, Störungen im Atommeiler, Luftverschmutzung, Chemieunfall). Solche zum Bereich *Umwelt* zu zählenden Phänomene entziehen sich dem Prinzip „Grenze“, weshalb sie auch keine staatliche Souveränität respektieren.

Gleichwohl finden aber auch Ereignisse Erwähnung, die insbesondere Grenzverletzungen im Bereich des Personen- und Güterverkehrs betreffen (Bsp.: Auto durchbricht Grenzbaum, Störung des Zollverkehrs).

GRENZVERKEHR

Die heutzutage weitgehende Offenheit der Ländergrenzen (Stichwort: verschwindende Grenzen) bedingt ein höheres Maß an Mobilität im Personen- und Güterverkehr innerhalb der Oberrheinregion. Dies kommt in den Bereichen **Freizeit, Unterhaltung, Konsum** zum Tragen. Doch diese Intensivierung des Grenzverkehrs wird in den Medien nur lokal beobachtet und thematisiert. Besonders deutlich wird dies, wenn man sich die jeweiligen Schwerpunktsetzungen in den Printmedien am Oberrhein anschaut:

- Das *Offenburger Tagblatt* ist auf Straßburg und Colmar,
- die *Badische Zeitung* auf Basel,
- die *Basler Zeitung* auf Freiburg fokussiert.
- Die *Badischen Neuesten Nachrichten* in Karlsruhe, denen auf französischer Seite ein entsprechendes städtisches Pendant fehlt, berichtet nahezu nichts über den französischen Nachbar,
- Der *Dernières Nouvelles d'Alsace* fokussiert ihre Aufmerksamkeit eindeutig auf Deutschland (Baden-Württemberg),
- Die Tageszeitung *L'Alsace* präferiert tendenziell Basel und Baselland, wenngleich über die deutsche Seite dem Umfang nach nahezu gleichwertig berichtet wird.

Das heißt: Die jeweiligen Printmedien haben nicht die gesamte Oberrheinregion als Kulturraum im Blick, sondern konzentrieren ihren Blick auf den unmittelbaren Nachbarn – und dies zuallererst aus ökonomischen Gründen.

Diese Engführung hat zur Folge, dass die Grenze als nationalstaatliches Paradigma ungebrochen bestehen bleibt, während die Durchlässigkeit der Grenze einzig ökonomischen und nur zum Teil kulturellen Interessen entspringt.

So bilden die jeweiligen Zeitungen nur die ökonomischen Interessen ihrer Region ab, vernachlässigen aber signifikant politische, gesellschaftspolitische und letztlich auch kulturelle Themen.

Was man vom Nachbarn weiß, reduziert sich in vielen Fällen auf das Niveau von *Preisvergleichen*. Dies begründet auch, weshalb Werbung zu jenen Rubriken gehört, wo auffällig zahlreich die ausländische Nachbarregion annonciert wird.

Wie Freizeit, Unterhaltung, Konsum weitgehend sprachunabhängig sind, so gilt dies im Besonderen auch für das Einkaufen.

Vor diesem Hintergrund trägt der Grenzverkehr weitgehend touristische Züge. Hierzu gehört:

- günstiger einkaufen (Supermarkt, Tankstelle),
- unerkant/anonym sich vergnügen (Nightclubs, Bordelle),
- kulinarisch sich verwöhnen lassen,
- kulturellen Events beiwohnen.

Man kann auch sagen: Das Fremde oder das Andere ist nur dann attraktiv, wenn es die Merkmale *günstig, unerkant/anonym, hedonistisch* hat. Es sind dies also Merkmale und mit ihnen verbundene Verhaltensweisen, die eher Besuchs- und Abenteuercharakter haben, aber keinesfalls Ausdruck einer grenzüberschreitenden Identität sind.

Zusammenfassend kann gesagt werden:

1. Grenzverletzungen/ Grenzstörungen im engeren wie weiteren Sinne sind Bedingung der Möglichkeit, dass die Oberrheinregion als trinationales Gebilde in den Fokus medialer Aufmerksamkeit rückt. Das Prinzip „nationalstaatliche Grenze“ bestimmt das Maß, woran sich ablesen lässt, dass heute noch die politische wie journalistische Wahrnehmung durch das Grenz-Dispositiv strukturiert wird. Auch wenn heutzutage die Grenzen mehr oder weniger offen sind, bleibt das Prinzip „Staats-/Landesgrenze“ weiterhin diskursbildend. Tatsächlich begründet das Prinzip *Grenze* die jeweiligen Diskurse über die Oberrheinregion.
2. *Grenzverkehr* wird in erster Linie als ökonomisch-touristische Größe thematisiert. Seine Besonderheit gründet in den Merkmalen, die durch den Grenz-Übertritt möglich werden: *Anonymität, Vorteilnahme, Genuss*. Dies spiegelt sich in den jeweiligen Werbeseiten und artikuliert sich in der Annoncierung von Freizeit- und Unterhaltungsangeboten.
3. Alles, was die oben genannte ‚Grundordnung‘ stört (d.i. nicht beachtet, verletzt, in Frage stellt oder sich darüber hinwegsetzt) oder ihr eigentliches Funktionieren als Grenzen bestätigt, ist deshalb per se Gegenstand der Berichterstattung. Alles, was weder Grenzstörung noch Grenzverkehr betrifft, entzieht sich deshalb der medialen Aufmerksamkeit.
4. In diesem Sinne ist das Bild der Oberrheinregion in den Medien Effekt eines GRENZ-DISKURSES, der in erster Linie grenzverstärkende bzw. grenzbestätigende Funktion hat.

Es liegt die Frage nahe, inwieweit dieses Grenz-Dispositiv, welchem die Medien ungewusst verpflichtet sind, spätestens seit dem Schengener Abkommen ein Anachronismus ist.

Wenn es das Ziel sein sollte, eine grenzüberschreitende Kommunikation zu initiieren und dadurch einen Kulturraum Oberrhein zu schaffen, dann scheint es vordringlich zu sein, das Grenz-Dispositiv zu verabschieden. In Frage steht also: Wie ist eine ENT-GRENZUNG des Oberrhein-Diskurses möglich, wodurch erst Themenfelder und –bereiche in den Blick kommen können, die ein ‚grenzenloses‘ Bild der Oberrheinregion hervorbringen.

Bevor eine solche Frage positiv beantwortet werden kann, gilt es vorab noch weitere Fragen eingehender zu untersuchen:

Offen ist nämlich die Geschichte dieses Grenz-Dispositivs selbst. Offen ist aber auch die Frage nach der Funktion von Medien selbst bei der Konstitution dieses Dispositivs. Die Untersuchung hat ja gezeigt, dass es gerade Medien sind, die einen solchen Grenz-Diskurs erst ermöglichen und seine Aussageformation affirmieren.

Unsere Diskurse mit und über *Nachbar, Grenze, Fremdheit* und *Andersheit* sind soziale Konstrukte, die durch Medien technisch ermöglicht, aber zugleich auch durch die institutionelle Verortung von Medien verantwortet werden. Was in Medien thematisiert wird, was nicht thematisiert wird, welche Strategien des Überzeugens und der Legitimation von Diskursen erlaubt sind, an wen Diskurse adressiert werden – all diese Operationen bei der Konstruktion medialer Wirklichkeiten gilt es in Hinblick auf ihre Tabus, Ungereimtheiten und Widersprüche hin zu befragen, weil sich hier jene Voraussetzungen ablesen lassen, die Kommunikationsanlässe ermöglichen oder verhindern. Mit anderen Worten: Diskursanalytisch geht es um die Rekonstruktion der diskursiven Formationen, die den interkulturellen Kommunikationsräumen voraus liegen und diese in ihren Aussageformationen bestimmen. Das heißt auch: jene diskursiven wie medialen Strategien zu benennen, die Kommunikationsanlässe ermöglichen resp. verhindern.

In diesem Sinne ist ein Perspektivwechsel angesagt, der die Konstitutionsbedingungen von Kommunikationsräumen selbst in den Blick nimmt:

Welche Bedeutung muss den Medien selbst in Hinblick auf die Konstitution von Kommunikationsräumen und Kommunikationsanlässen zugesprochen werden?

Welche Auswirkungen zeitigten mediale Veränderungen im Politischen, Gesellschaftlichen und Kulturellen und wie haben sie bis heute das Miteinander der Menschen dieser Drei-Länder-Region mitprägt?

Ein solches Fragen versteht Medien nicht mehr nur als Instrumente, die als Mittel zum Zweck von Kommunikation eingesetzt werden. Vielmehr werden Medien als Wirklichkeiten stiftende Technologien begriffen, die je nach ihren eigenen Dimensionen die Bedingungen der Möglichkeiten des Miteinanders von Menschen in Hinblick auf ihr Sprechen, Denken und Handeln bestimmen und prägen.

Es kann an dieser Stelle nur darauf hingewiesen werden, dass die beiden zentralen wie grundlegenden Schwerpunkte *Störung* und *Verkehr* gewichtige nachrichtentechnische Implikationen aufweisen, die daran erinnern, dass Grenze – modern gesprochen – im Sinne von Schnittstelle/Interface zu begreifen ist. In diesem Sinne könnte man auch von einem Schnittstellen-Diskurs sprechen, der zum Thema hat, wie unterschiedliche Staaten nach welchen Regeln miteinander kommunizieren und miteinander verkehren können – aber immer unter der unausgesprochenen Voraussetzung, dass es sich um

getrennte Systeme/Ordnungen/Staaten/Nationen handelt. Diese Voraussetzung nämlich ist gleichsam der ‚blinde Fleck‘, den der Medien-Diskurs verdeckt, was zur Folge hat, dass die drei Länder der Oberrheinregion per se als eigen- und selbständig begriffen und diese Ordnung der staatlichen Dinge als quasi naturgegeben gesetzt wird.

Kleine Mediengeschichte des Oberrheins

Tatsächlich aber lässt sich eine grenzüberschreitende Identität der Oberrheinregion als Kulturraum aufzeigen, wenn man – gleichsam archäologisch – nach anderen Fundamenten gräbt, die die Oberrheinregion miteinander verbindet.

Die Oberrheinregion ist nämlich seit dem Spätmittelalter auf bemerkenswerte Art und Weise mit zentralen Medien und Medieneerfindungen sowie deren Auswirkungen aufs engste verknüpft. Folgende Beispiele sind exemplarisch zu nennen:

Die so genannten „Elsässischen Werkstätten“ mittelalterlicher Buchherstellung und Buchkultur in Colmar, Hagenau und Straßburg.

Die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern durch Johannes Gutenberg in Straßburg und Mainz, in deren Folge in und mit Basel die erste Buchdruckerhochburg entstand.

Ich möchte behaupten, dass die Erfindung Gutenbergs im wahrsten Sinne des Wortes ein Kind der Oberrheinregion ist, bei welcher die Städte Basel, Straßburg und Mainz mehr oder weniger direkt beteiligt waren. Halten wir uns folgende Sachverhalte vor Augen: Im Jahre 1431 beginnt in Basel das Basler Konzil. Nur ein Jahr später, 1432, finden sich unter den Konzilteilnehmern zwei herausragende Persönlichkeiten: der Philosoph und Theologe Nikolaus von Kues und der Renaissance-Dichter Ennea Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II.. 1434 wird Johannes Gutenberg erstmals in Straßburg ansässig urkundlich erwähnt, was dahingehend gelesen werden kann, dass er sich wohl zum Zeitpunkt der Eröffnung des Konzils von Mainz/Eltville nach Straßburg begeben hatte. Merkwürdig ist nämlich auch, dass Gutenberg just zu dem Zeitpunkt, da das Basler Konzil zu Ende geht, Straßburg verlässt und wieder in Mainz ansässig wird. 1448 ist Gutenberg wieder in Mainz, 1449 endet das Basler Konzil. 1452 begegnet besagter Piccolomini in Frankfurt/Main Gutenberg und bewundert dessen Druckkunst. Er nennt ihn aufgrund seiner Erfindung einen „vir mirabilis“, einen bewundernswerten Mann. In der Zeit zwischen 1452-1454 entsteht die erste Gutenbergbibel. Nur 5 Jahre später, am 12. November 1459, unterschreibt Piccolomini die Stiftungsbulle der Universität Basel. Ab 1460 verlassen die Buchdruckergesellen Gutenbergs Mainz und siedeln sich in Basel an, die nunmehr zur ersten Buchdruckerhochburg wird.

Ein letztes Detail möchte ich hier nur kurz erwähnen:

Nikolaus von Kues hat in seiner Schrift „Dreiergespräch über das Können-Ist“ von 1460 ein Rätselbild vorgestellt, welches in den Geist Gottes einführen soll. In diesem Rätselbild schreibt er:

„Wenn ich in die Betrachtung des Göttlichen eindringen will, versuche ich – denn in alles kann man nur durch das IN gelangen –, durch das IN selbst einzutreten. Zuerst wende ich mich seinem Schriftbild zu und bemerke, wie es aus drei gleichen Linien gleichsam dreieinig besteht und wie I und N durch den Geist der Verknüpfung verknüpft werden. Im IN ist nämlich zuerst das I, dann das N und beider Verknüpfung, so dass sich das eine einfache Wort IN ergibt, das aus I und N und beider Verknüpfung besteht. Es gibt nicht einfacheres als das I. Kein Buchstabe kann ohne diese einfache Linie gebildet werden, so dass sie der Ursprung von allen ist. N wird als der erste von allen aus dem einfachsten I gezeugt, das in sich selbst weitergeführt wird.“¹

Ich möchte an dieser Stelle des Cusanus' Letter-Meditationen abbrechen. Ein solches Denken aber, wie es Nikolaus von Kues hier entwickelt, steht in direktem Zusammenhang zu Gutenbergs Erfindung. Da Cusanus schon in seiner „De Docta ignorantia“ in ähnlicher Weise philosophierte, darf hier der Verdacht geäußert werden, dass in den Jahren zwischen 1434 und 1448 die regionale Nähe zwischen Basel und Straßburg dahingehend anregend war, dass sich Gutenberg vielleicht im Auftrag und mit gedanklicher Unterstützung des Nikolaus von Kues an die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern gemacht hatte. Ich denke, es wäre ein interessantes Forschungsprojekt der Universitäten der Oberrheinregion, dieser Frage nachzugehen.

Ende des 18. Jahrhunderts fanden in Karlsruhe durch Johann Lorenz Boeckmann die ersten Feldversuche mit der neuen Übertragungstechnologie „Telegraphie“ statt, während nur wenige Jahre später auf dem Straßburger Münster eine optische Telegraphenstation errichtet wurde.²

Nur 100 Jahre später war es Heinrich Hertz, der an der Technischen Hochschule in Karlsruhe die elektromagnetischen Wellen entdeckte und damit die Grundlagen der drahtlosen Telegraphie schuf.

1 Nikolaus von Kues (1460): Dreiergespräch über das Können-Ist (Triologus de possest). In: Nikolaus von Kues, Philosophisch-theologische Werke in 4 Bänden. Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt 2002, Band 3, S. 67.

2 Über die Anfänge der optischen Telegraphie Ende des 18. Jahrhunderts und ihre medien- und kulturgeschichtliche Bedeutung siehe Frank Haase, Die Revolution der Telekommunikation – die Theorie des telekommunikativen Apriori (Nomos: Baden-Baden 1996).

1897 veröffentlichte der spätere Nobelpreisträger Ferdinand Braun in den „Annalen der Physik und Chemie“ seine grundlegende Arbeit „Über ein Verfahren zur Demonstration und zum Studium des zeitlichen Verlaufs variabler Ströme“, in der er erstmalig die Kathodenstrahlröhre zur Aufzeichnung elektrischer Signale an einem fluoreszierenden Bildschirm vorstellte. Die Braunsche Röhre aber ist nichts anderes als jene Bildröhre, die bis heute als Fernsehbildröhre und als Bildschirm für den Computer erhalten ist. Seit 1895 war Ferdinand Braun Direktor des Physikalischen Instituts an der Universität Straßburg.

Schließlich und endlich möchte ich noch den Basler Physikprofessor Hans Zickendraht erwähnen, der an der physikalischen Anstalt der Universität Basel seit 1913 Vorlesungen über Radiotelegraphie hielt und selbst ein eifriger Experimentator in Sachen Radiotechnik war. So begann 1917 auf Initiative und unter Anleitung von Zickendraht die Basler Glühlampenfabrik Klingelfuss mit dem Bau von Elektronenröhren, die für eine Radiostation im Bernoullianum gebraucht wurden. Zurecht hat Markus Kutter darauf hingewiesen, dass die „Universität Basel bei der Einführung des Radios als neues Medium eine führende Rolle gespielt hatte“³.

So bedeutend all diese kultur-, medien- und technikgeschichtlichen Erfindungen sind, so haben aber diese Medien zugleich auch die Geschichte dieser Oberrheinregion mitgeprägt. Pointiert formuliert kann man sagen: Die Oberrheinregion war nicht nur ‚Forschungslabor‘, sondern zugleich auch erste ‚Versuchsanordnung‘ im Selbstversuch.

Mit Fug und Recht kann man also behaupten, dass die Oberrheinregion über 500 Jahre, das heißt vom 15. bis ins 20. Jahrhundert hinein, das ‚Silicon Valley‘ der Neuzeit war, denn außer Vokalschrift und Computertechnologie sind alle zentralen Leitmedien der abendländischen Kultur am Oberrhein erfunden worden. Wenn man also nach einem identitätsstiftenden Merkmal für den Kulturraum Oberrhein sucht, so kann man getrost zur Antwort geben: Medientechnologien.

Wie hatte doch der Mulhousener Physikprofessor Banderet im Jahre 1916 in seiner Untersuchung über die Ausbreitung der elektromagnetischen Welle so schön geschrieben: „Alpenketten hemmen die Ausbreitung der Wellen. Flüsse fördern sie!“ Vielleicht ist dies der Grund, was die Oberrheinregion so prädestiniert, lebendig sein zu dürfen!

3 Markus Kutter (2004): Inwiefern Basel eine Medienstadt war (siehe: http://www.markuskutter.ch/print/medienstadt_print.htm)



Peter Haber

Archäologie des Buchdrucks

„Archäologie des Buchdruckes“ – Vielleicht haben Sie sich gefragt, was der Titel meines Beitrages bedeuten soll. „Archäologie des Buchdruckes“ – das scheint ja auf den ersten Blick wenig Sinn zu ergeben. Die beiden Begriffe Archäologie und Buchdruck passen schließlich nicht so recht zusammen.

Mit dem Wort „Archäologie“ bezeichnen wir gemeinhin die Altertumskunde, das heißt die Wissenschaft von der Antike. Der Buchdruck wie wir ihn kennen, wurde aber erst Jahrhunderte nach dieser Antike, im 15. Jahrhundert, eingeführt. Wie also sollen Archäologie und Buchdruck zusammenpassen?

Meint der Titel „Archäologie des Buchdruckes“ demnach eine Art Vor-Geschichte des Buchdruckes? Oder die Erforschung des Buchdruckes mit den Methoden der Archäologie? Nein, weder noch.

Was ich Ihnen darlegen möchte, ist eine Annäherung an das Medium Buch sowohl aus einer *mediengeschichtlichen* als auch aus einer *medienwissenschaftlichen* Perspektive. Ich möchte in einem ersten Schritt das Spannungsfeld zwischen Medienwissenschaft und Geschichtswissenschaft ausloten, um dann anschließend der Frage nachzugehen, welche Bedeutung der Buchdruck und allgemeiner gesprochen das Medium Buch in diesen Diskussionen spielen könnte.

Dies scheint mir gerade hier in Basel ein lohnenswerter Ansatz zu sein, blicken wir doch einerseits auf eine ruhmreiche und wichtige Buchdrucker-Tradition zurück und haben wir andererseits mit dem noch jungen Institut für Medienwissenschaft einen Ort, an dem Medienphänomene auf hohem Niveau und mit viel Kreativität kulturwissenschaftlich untersucht und analysiert werden. Mein Beitrag versteht sich dabei als ein Plädoyer dafür, dass in diesem medienwissenschaftlichen Kanon das Medium Buch einen festen und lebendigen Platz erhalten soll.

Aber wieso Archäologie? Lassen Sie mich den deutschen Medienwissenschaftler Wolfgang Ernst zitieren, der den Begriff Medienarchäologie so beschrieben hat:

„Medienarchäologie meint einen spezifischen Zugang zur Kommunikationsgeschichte; sie versteht sich dabei zugleich als deren Komplementärdisziplin wie als deren Provokation. [...] Medienarchäologie zielt nicht auf eine historische

Kritik der Massenmedien, sondern akzentuiert stattdessen die technische Kritik der Hardware von Medien.“¹

Das Medium Buch, das uns hier interessiert, gehört zu den zentralen kulturellen Symbolsystemen unserer Zeit. Zahlreiche Wissenschaftsbereiche widmen sich dem Buch, von der eigentlichen Buchwissenschaft über die Papierkunde, die Typographie bis hin zur Mediengeschichte. Das Buch, so die klassische Selbstbeschreibung der Buchwissenschaft, zeichnet sich aus durch eine dreifache Natur, denn es ist ein geistiges, ein technisches, aber auch ein wirtschaftliches Phänomen. Diese Dreigliedrigkeit von Geist, Technik und Wirtschaft bildet demnach auch die Grundlage für das, was heute an einigen deutschsprachigen Universitäten unter dem Begriff *Buchwissenschaft* getrieben wird. Ich möchte zu diesen drei Phänomenen gerne ein viertes hinzufügen: die mediale Natur des Buches.

Buchwissenschaft lässt sich als eine Querschnittsdisziplin definieren, als ein praxisnahes Feld zwischen Buchmarkt, Bibliothekswesen, Leseforschung, aber auch Editions- und Medienwissenschaft.

Buchwissenschaft lässt sich aber auch als ein Teilgebiet der Bibliothekswissenschaft und somit als Teil einer umfassenden Informationswissenschaft definieren. Oder aber die Buchwissenschaft agiert als Hilfswissenschaft für die historischen und die philologischen Disziplinen.

Sie sehen, es gibt viele Zuordnungen und Definitionen und meine Absicht ist es nicht, hier noch weitere Varianten durchzuexerzieren. Was mich als Historiker, der sich für das Medium Buch interessiert, beschäftigt, ist die Frage nach dem Verhältnis von Geschichte und Medien, oder anders formuliert dem Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Medienwissenschaft oder – nochmals anders formuliert – der Medialität der Geschichte respektive der Historizität der Medien.

Damit ist ein Feld eröffnet, das nicht ganz unproblematisch ist und dem ich mich im Folgenden kurz widmen möchte.

Wenn wir die Entwicklung der Studierendenzahlen oder die Menge der einschlägigen Publikationen als Messgröße nehmen, so können wir seit einigen Jahren einen medienwissenschaftlichen Boom beobachten. Wenn man – als Außenstehender – die medientheoretischen Debatten betrachtet, so lassen sich zwei Tendenzen bei der Verwendung des Medienbegriffs ausmachen: eine geisteswissenschaftliche und eine sozialwissenschaftliche Richtung.

1 Ernst, Wolfgang (2003): Medienarchäologie. Eine Provokation der Kommunikationsgeschichte. In: Knoch, Habbo / Morat, Daniel (Hrsg.): Kommunikation als Beobachtung. Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880-1960. Fink: München, S. 37-55, hier: S. 37 und 41.

Die geisteswissenschaftliche Traditionslinie rekurriert dabei zum Teil auf Jürgen Habermas und die in seinem Buch „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ beschriebenen medial induzierten gesellschaftlichen Transformationsprozesse. Eine wichtige Rolle in dieser Traditionslinie spielen Untersuchungen über das Zeitungswesen und Zeitschriften, aber auch die Erforschung von Lesekulturen und zum Beispiel von Lesegesellschaften.

Die Allgemeine Lesegesellschaft Basel wurde zum Beispiel 1787 von progressiven Basler Bürgern gegründet und ist eine der ältesten noch immer existierenden Lesegesellschaften der Welt. Die Gesellschaft hatte das Ziel, „dass man mit wenigen Kosten sich die Einsicht und Lesung der interessanten Journale, Zeitungen und anderer Neuigkeiten verschaffen und die angemessensten Hilfsmittel, als Wörterbücher, Handbücher, Landkarten und dergleichen, bei der Hand haben könne, um die nötigen Erläuterungen mit leichter Mühe sogleich darin zu finden“ .

Nur als Klammerbemerkung sei angefügt, dass sich eine kritische Re-Lektüre des Habermas-Buches vermutlich lohnen würde. Welche Rolle spielen die heutigen neuen Medien für den Strukturwandel der Öffentlichkeit? Wo sind die Lesegesellschaften des digitalen Zeitalters und welche „angemessensten Hilfsmittel“ stehen heute dem interessierten Publikum zur Verfügung? Oder anders gefragt: Wie beurteilen wir die Phänomene des Web 2.0 mit dem Instrumentarium, das Habermas vor über vierzig Jahren in einer historischen Perspektive auf das 18. Jahrhundert entwickelt hatte? In einem medienkritischen Weblog aus Deutschland fand ich den wirklich schönen Titel: „Strukturwandel der Öffentlichkeit 2.0“. Und damit sei diese Klammer geschlossen.²

Eine zweite, ebenfalls geisteswissenschaftliche Forschungslinie, lässt sich dem Einflussbereich Friedrich Kittlers zuordnen und beschäftigt sich mit der Untersuchung von Aufschreibesystemen. Hier wird nach der Prägung von Literatur und Wissen durch zeitspezifische Medientechniken gefragt. Unschwer lässt sich von dieser Art der Medienuntersuchung eine Linie ziehen zurück zu Vordenkern wie Marshall McLuhan, der mit seinem Buch über die Gutenberg-Galaxis in den 60er Jahren eine prägende Wirkung erzielt hatte. Medien, so eine der Kernaussagen McLuhans, sind externalisierte Apparate unserer Sinnesorgane.

Zu den spannendsten Schülern Kittlers – böse Zungen reden in diesem Zusammenhang übrigens auch von der Kittler-Jugend – zählt Markus Krajewski, der vor einigen Jahren ein wunderbares Buch über die Geschichte des Zettelkastens vorgelegt hat.³

2 <http://medienkritik.wordpress.com/2007/02/22/re-visited-strukturwandel-der-offentlichkeit-20>

3 Krajewski, Markus (2002): Zettelwirtschaft. Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek. Kulturverlag Kadmos: Berlin.

Darin beschreibt er sehr eindrücklich, wie die Ursprünge des Zettelkastens mit dem Buchdruck zusammenhängen und wie der Zürcher Polyhistor Konrad Gessner im 16. Jahrhundert eine ausführliche Anleitung geschrieben hat, wie das damalige Wissen seiner Zeit bibliographisch zu erfassen und eben zu verzetteln sei. Das Ergebnis Gessners Bemühungen war die *Bibliotheca Universalis*, deren ersten Band er im Jahre 1545 publizierte und in der er auf rund zwölfhundert großformatigen Seiten die Werke von 3'000 Autoren verzeichnete. Krajewski interessierte sich in seiner Arbeit für die Frage, wie spezifische Medientechniken das Wissen einer bestimmten Zeit prägen. Gessners Technik des Verzettelns war eine Reaktion auf die Flut von Büchern und Schriften, die im 16. Jahrhundert, einige Jahrzehnte nach der Einführung des Buchdruckes, auf den Markt kam.

So viel also zu den geisteswissenschaftlichen Traditionslinien moderner Medienwissenschaft. In der sozialwissenschaftlichen Traditionslinie lässt sich ein Interessenwandel weg vom Medium als Kommunikationsmittel hin zu Prozessen der Integration und Differenzierung, die durch Medien generiert werden, beobachten. Interessant scheint mir, dass auch diese sozialwissenschaftlich geprägte Traditionslinie sich zum Teil von Marshall McLuhan hat inspirieren lassen. Zu den Grundlagen dieser Traditionslinie zählt aber auch das informationstheoretische Grundlagenmodell von Claude Shannon und Warren Weaver.

Wenn ich nun als Historiker diese – hier natürlich nur sehr holzschnittartige – Auslegeordnung aktueller medienwissenschaftlicher Theorieproduktion betrachte, so fällt mir vor allem ein Aspekt auf: Beide Traditionslinien, die geisteswissenschaftliche ebenso wie die sozialwissenschaftliche, verweisen gerne und häufig auf die Historizität ihres Themas.

Wenn man sich die entsprechenden mediengeschichtlichen Abhandlungen näher anschaut, so findet man eine breite Palette von Darstellungsformen vor: von Datenkatalogen über die Geschichte von Einzelmedien bis hin zu Theoriegeschichten reicht das Repertoire. Auffallend dabei ist, dass in die mediengeschichtliche Textproduktion Fachhistoriker erstens kaum involviert sind und dass zweitens die mediengeschichtlichen Debatten auf den historischen Fachdiskurs praktisch gar keinen Einfluss haben.

Es stellt sich für mich deshalb die Frage, wie anschlussfähig historisch orientierte Untersuchungen aus den Medienwissenschaften für die Geschichtswissenschaft sind. Ich vermute – und mehr als eine Vermutung ist es zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht – dass die Geschichtsschreibung ihre ganz spezifischen Fragestellungen und Methoden einbringen muss, um zu einer Mediengeschichtsschreibung zu kommen, die nicht den bisherigen Trampelpfaden einer zumeist positivistischen und technikfixierten Mediengeschichte verpflichtet bleibt.

Aus der Perspektive einer historischen Kulturwissenschaft sollten Fragen im Vordergrund stehen wie zum Beispiel: Wo werden Medien in Kommunikationsprozessen wirksam? Wo generieren Medien Kommunikationsprozesse? Wo werden Medien in dieser Funktion beobachtbar?

Man könnte die Fragestellung auch zuspitzen und sagen: Im Mittelpunkt des Interesses soll gar nicht so sehr die Historizität der Medien stehen, sondern viel stärker sollte sich eine geschichtswissenschaftliche Medienwissenschaft mit der Medialität der Geschichte befassen.

Was heißt das? Die Frage nach der Medialität der Geschichte umfasst zum Beispiel die Frage nach den Erkenntnismitteln des Historikers, aber auch die Frage, wie historische Erkenntnis produziert wird. Und sie umfasst vor allem die Frage, wie Ergebnisse der Geschichtsforschung präsentiert werden.

Lassen Sie mich dazu ein kleines Beispiel anführen, und zwar aus der Einleitung Fernand Braudels zu seinem kleinen Büchlein „Die Welt des Mittelmeeres. Zur Geschichte und Geographie kultureller Lebensformen“:

„In diesem Buch fahren Schiffe übers Meer; die Wellen nehmen ihren Gesang auf; Weinbauern an der genuesischen Riviera gehen die abendlichen Hügel hinab; in der Provence und in Griechenland werden die Früchte von den Ölbäumen geschlagen; Fischer legen ihre Netze in der stillen Lagune von Venedig oder auf den Kanälen von Dscherba aus; Schiffbauer zimmern Kähne, die gleichen heute wie gestern ... Und noch einmal sind wir, wenn wir ihnen zuschauen, aus der Zeit.“⁴

Dieser letzte Satz – „Und noch einmal sind wir, wenn wir ihnen zuschauen, aus der Zeit“ – führt mich zur Frage, in welchem Verhältnis zuerst einmal Darstellung und Ereignis zueinander stehen. Gibt es eine Zeit des Ereignisses und eine Zeit der Darstellung? Wo stehen **wir**, wenn wir Braudel zuhören, wie er erzählt, wie er den Fischern in der Lagune von Venedig zuschaut?

Braudel schreibt, die Schiffe fahren *in diesem Buch* über das Meer. Und auch die Schiffbauer zimmern für uns ihre Kähne *in diesem Buch*. Es ist das Buch, das Braudel als Medium verwendet, um uns über seine Beobachtungen zu erzählen. Damit thematisiert Braudel – wohl ganz ohne Absicht – bereits im ersten Satz die Frage der Medialität von Geschichte und Geschichtsschreibung.

⁴ Braudel, Fernand (1990): *Mediterrane Welt*, in: Ders. / Duby, Georges / Aymard, Maurice: *Die Welt des Mittelmeeres*. S. Fischer: Frankfurt am Main, S. 7-10, hier: S. 7.

Und damit sind wir – nicht ganz zufällig – wieder beim Medium Buch angelangt und somit auch beim Buchdruck. Das zentrale Medium nicht nur der geschichtswissenschaftlichen Darstellung war in den letzten zweihundert Jahren im Allgemeinen der gedruckte Text und im Speziellen das Buch. Wer zum Beispiel im Feld der Geschichtswissenschaften symbolisches Kapital generieren wollte, griff früher zur Feder, dann in die Tasten, aber was dabei herauskam war in jedem Fall ein Text, im Idealfall ein Buch und wenn es für eine Monographie einmal nicht ganz reichte, dann war der Output zumindest ein Aufsatz – ebenfalls also ein gedruckter Text. Weder mit historischen Filmen noch mit Ausstellungen war lange Zeit Reputation zu gewinnen.

Seit rund zehn Jahren ist das während langer Zeit stabile mediale Gefüge durcheinander geraten. Das Buch hat durch die elektronischen respektive durch die digitalen Medien Konkurrenz erhalten und das bisherige kommunikative System – nicht nur der Geschichtswissenschaft – ändert sich und damit ändert sich auch die Medialität der Geschichtsschreibung und der Geschichte.

Das zeitigt zahlreiche, tiefgreifende Folgen: So werden zum Beispiel die Grenzen zwischen historischer Fachkommunikation und der öffentlichen Verhandlung von Geschichte langsam aber sicher durchlässig, gleichzeitig werden alte Strukturen und Hierarchien hinterfragt, die Rollenaufteilungen zwischen Wissenschaft, massenmedialer Unterhaltung und kultureller Kommunikation neu ausgehandelt.

Damit stellt sich aber folgende Frage: Wie werden die Medien der gesellschaftlichen Kommunikation die mediale Präsentation zum Beispiel der Geschichtsforschung beeinflussen? Müsste Braudel seine Einleitung heute mit folgenden Worten beginnen:

„Auf dieser Website fahren Schiffe übers Meer; die Wellen nehmen ihren Gesang auf; Weinbauern an der genuesischen Riviera gehen die abendlichen Hügel hinab.“

Und wenn er dies schriebe: Würde das Medium nicht danach verlangen, die Schiffe, die über das Meer fahren, auch abzubilden, womöglich in Form eines kleinen Videos? Und müssten wir vielleicht auch den Gesang der Wellen als Hintergrundmusik einblenden? Diese Fragen sind weder rhetorisch gemeint noch sind sie trivial. Wie verhalten sich die Darstellungsmöglichkeiten der Ereigniszeit mit den Möglichkeiten der Darstellungszeit? Wie müssen wir die Regeln der herkömmlichen und seit der Zeit des Historismus bestehenden Regeln der Quellenkritik an die Bedürfnisse des digitalen Zeitalters adaptieren? Und wie definieren wird heute Authentizität?

Noch stehen wir im Umgang mit den neuen digitalen Medien am Anfang und üben uns bestenfalls in den Basistechnologien des digitalen Zeitalters. Man kann es sogar pointierter formulieren: In den vergangenen zehn Jahren hat die Geschichtswissen-

schaft die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien lediglich dazu genutzt, die alten Strukturen und Mechanismen aus der Zeit des Buchdruckes im Netz zu replizieren.

Kehren wir nun in einem nächsten Schritt aber nochmals zum Buchdruck zurück, zur Archäologie dieses Buchdruckes, um uns dann den konkreten Architexturen unserer Grenzregion zuwenden zu können.

Die Region Basel kann auf eine lange Buchdruck-Tradition zurückblicken. Vermutlich war es Berthold Ruppel, ein Geselle Gutenbergs, der die Kunst des Buchdruckens in den 1460er Jahren in Basel einführte. Der früheste *datierte* Druck der Schweiz stammt allerdings nicht aus Basel, sondern aus Beromünster. Es handelt sich um den so genannten Mammothrectus, der auf den 10. November 1470 datiert ist. Der Mammothrectus war eine Art Wörterbuch zur Erläuterung der Bibel. Da Inkunabeln oder Wiegendrucke, wie sie auch genannt werden – Drucke also aus der Zeit vor 1500 – nur sehr selten mit Datum und Druckort versehen wurden, können wir davon ausgehen, dass bereits einige Jahre zuvor in Basel gedruckt wurde.

In diese Zeit fällt auch die Gründung des nach eigenen Angaben ältesten Druck- und Verlagshauses der Welt. Der Vorläufer des heutigen Schwabe Verlages wurde 1488 in Basel von Johannes Petri gegründet. Heute zählt der Schwabe Verlag zu den führenden wissenschaftlichen Verlagen und vielleicht ist es ja auch mehr als nur eine Fußnote der Buchgeschichte, dass die erste Buchreihe des Instituts für Medienwissenschaft – die Basler Beiträge zur Medienwissenschaft – bei Schwabe publiziert wird.

Schwabe produziert heute nicht nur Bücher, sondern auch elektronische Medien. In den letzten zehn, fünfzehn Jahren konnten wir einen tiefgreifenden Wandel beobachten, der das ganze mediale Gefüge durcheinander gewirbelt hat. Das Ende der Gutenberg-Galaxis – seit McLuhan immer wieder für die jeweils nahe Zukunft angekündigt – lässt, zum Glück, auf sich warten.

Doch Funktion und Bedeutung des Buches haben sich geändert. An der Buchmesse – und ich meine nicht die Buchmesse in Basel, sondern die große Buchmesse in Frankfurt – sind elektronische Medien seit Jahren ein Thema. Elektronische Medien sind in Frankfurt aber seit einiger Zeit schon so selbstverständlich geworden, dass neuerdings gar keine eigene Ausstellungshalle mehr vorgesehen ist, denn praktisch jeder Verlag produziert heute hybrid, das heißt analog in gedruckter Form und digital in elektronischer Form.

Vermutlich ist kein anderer Bereich des Buchmarktes so sehr von diesem Wandel betroffen wie der Lexikonmarkt. Am Beispiel von Wikipedia und den teils heftigen Debatten, die über Sinn und Unsinn, Fluch und Segen von Wikipedia geführt werden, lassen sich viele der skizzierten soziomedialen Prozesse sehr schön darstellen.

Wikipedia ist ein typisches Web 2.0-Projekt. Jedermann und Jedefrau kann an dieser Enzyklopädie mitschreiben, die Nutzung kostet nichts und die Texte dürfen sogar ganz legal weitergegeben und verändert werden. Eine Redaktion gibt es nicht, das Ganze wird mit Spendengeldern finanziert und von freiwilligen Schreiberinnen und Schreibern gespiesen. Kein Wunder, dass die teuren gedruckten Lexika wie zum Beispiel der Brockhaus und die Encyclopedia Britannica über Umsatzeinbrüche klagen und Wikipedia zum mehr oder weniger heimlichen Stichwortgeber nicht weniger Seminararbeiten und Vortragsmanuskripte geworden ist.

Natürlich muss ich an dieser Stelle eine Klammerbemerkung einfügen: Ich bin *nicht* dafür, dass Wikipedia in wissenschaftlichen Arbeiten zitiert werden soll und trotzdem nutze ich selber Wikipedia – als Orientierungshilfe und Gegencheck für andere Recherchen. Und: Ich bin überzeugt, dass es heute unerlässlich ist, dass wir an der Universität die Studierenden so ausbilden, dass sie wissen, wann sie Wikipedia einsetzen können und wann nicht. Deshalb biete ich in diesem Semester einen Medienpraktischen Kurs mit dem Titel „Schreiben für Wikipedia“ an, wo wir genau diese Fähigkeiten gemeinsam einüben.

Wikipedia irritiert, weil es etwas nicht bietet, was der Buchdruck eingeführt und was das kommunikative Verhalten über Jahrhunderte geprägt hat: die typographische Persistenz. Mit dem Buchdruck hatte sich im Vergleich zum Manuskriptzeitalter eine neue Stabilität des Wissens etabliert, die Elisabeth Eisenstein die „typographische Persistenz“ genannt hat. Ich zitiere:

„Die dem typographischen Verfahren zu dankende Beständigkeit eines Textes, die ‚typographische Persistenz‘, ist eine grundlegende Voraussetzung für den schnellen Fortschritt der Gelehrsamkeit. [...] Von all den neuen Zügen, die durch die Reproduktionskapazität des Buchdrucks zur Geltung kamen, ist möglicherweise seine Fähigkeit zur Konservierung der wichtigste. Um sich seiner Bedeutung bewusst zu werden, ist es nötig, sich an die Voraussetzungen zu erinnern, die herrschten, bevor es möglich war, Texte in Drucktypen zu setzen. Keine Handschrift, wie nützlich sie auch als Nachschlagewerk sein mochte, konnte über eine lange Zeitspanne konserviert werden, ohne daß die Arbeit der Kopisten zu Verfälschungen und Entstellungen führte [...].“⁵

Gleichzeitig mit dieser Persistenz veränderte sich im fünfzehnten Jahrhundert auch der öffentliche Umgang mit Wissen. Michael Giesecke hat in seinem umfassenden Werk über die Einführung des Buchdruckes von einer – Zitat -- „Umschichtung über-

5 Eisenstein, Elisabeth L. (1997): Die Druckerpresse. Kulturrevolutionen im frühen modernen Europa. Wien und New York, S. 72.

kommener kommunikativer Verhältnisse“ gesprochen.⁶ Es sieht so aus, dass auch Wikipedia, kommunikative Verhältnisse umschichtet.

Die Region Oberrhein bietet absolut ideale Voraussetzungen, um diese Umschichtungsprozesse zu untersuchen. Wir verfügen in der Region über ein dichtes Kompetenznetzwerk von Medien- und Buchexperten und wir verfügen über einen selten reichen Fundus an Quellenmaterial. Ich möchte nur die wichtige und gut erschlossene Inkunabeln-Sammlung der Universitätsbibliothek nennen, die Bestände des Staatsarchivs und natürlich das Schweizerische Museum für Papier, Schrift und Druck, die Papiermühle. Wir haben gleichzeitig in der Region zahlreiche Institutionen, die sich mit Phänomenen der so genannten Neuen Medien befassen, angefangen beim Plug-in bis zum Institut für Medienwissenschaft, das Deutsche und Englische Seminar ebenso wie das Historische Seminar.

Was aber noch ein Desiderat zu sein scheint, ist ein Diskussionszusammenhang, der diese kommunikativen Umschichtungsprozesse, um nochmals Giesecke zu zitieren, sowohl historisch situiert als auch medienwissenschaftlich reflektiert.

Aber es gibt auch etwas Erfreuliches zu vermelden: Das Institut für Medienwissenschaft wird im kommenden Herbstsemester erstmals das Medium Buch in der Lehre thematisieren. Im Rahmen eines Medienpraktischen Kurses sollen die Studierenden die Relevanz, die Aktualität und die Breite des Themas „Medium Buch“ sowohl in einem historischen als auch in einem medienwissenschaftlichen Kontext kennen lernen. Zu den zentralen Elementen des Kurses gehören Besichtigungen entsprechender Einrichtungen, Gastvorträge externer Referentinnen und Referenten und Besichtigungen einschlägiger Einrichtungen. Die Lektüre von einführenden Texten wird das Angebot abrunden.

Es scheint mir nicht unwichtig zu sein, dass dieser Medienpraktische Kurs an eine Reihe von Lehrveranstaltungen anknüpft, die in den neunziger Jahren von Ernst Reinhardt in Zusammenarbeit mit Urs Breitenstein, dem jetzigen Präsidenten des Schweizer Buchhändler- und Verleger-Verbandes, durchgeführt wurde. Damals wurde – ebenfalls unter dem Titel „Medium Buch“ – die ganze Palette der Bücherwelt den Studierenden vermittelt, von der Produktion über die Distribution bis zur Rezeption. Es wäre schön, wenn diese Tradition an der Universität Basel wieder aufleben würde.

6 Giesecke, Michael (1991): Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien. Suhrkamp: Frankfurt am Main, S. 22.



Alberto Schneebeli

Mehrsprachigkeit am Oberrhein – Die Förderung der Mehrsprachigkeit an Schulen

Mehrsprachigkeit in der Schweiz

In der Schweiz sind vier Landessprachen regional verankert. In der Westschweiz wird vorwiegend Französisch gesprochen, in der Deutschschweiz Deutsch, im Tessin Italienisch und in Regionen Graubündens Rätomanisch. Vor 50 Jahren waren die vier Landessprachen tatsächlich auch die vier gesprochenen Landessprachen. Seither haben aufgrund der Arbeitsmigration die Nichtlandessprachen einen starken Bedeutungszuwachs erfahren. Während 1950 nur gerade 0,7% der in der Schweiz wohnhaften Bevölkerung keine der vier Landessprachen zur Muttersprache hatten, waren es fünfzig Jahre später im Jahre 2000 bereits 9%. Das Wachstum der Nichtlandessprachen ging in dieser Zeitspanne auf Kosten der Verbreitung von Deutsch (von 72,1 % auf 63,7%) und Rätomanisch (von 1,0% auf 0,5%). Italienisch legte von 5,9% auf 6,5 % und Französisch von 20,3% auf 20,4% minim zu. Die Schweiz ist ein mehrsprachiges Land mit vier Landessprachen und einem markanten Anteil der Wohnbevölkerung mit Nichtlandessprachen als Muttersprache.

Arbeitssprachen in Betrieben

Belege dafür, dass nicht nur die Schweiz ein mehrsprachiges Land ist, sondern auch die Bewohnerinnen und Bewohner verschiedene Sprachen verwenden, lieferte eine Studie der Fachhochschule Nordwestschweiz zur Verwendung von Fremdsprachen in der Schweizer Wirtschaft.¹ In den Betrieben wird oft und regelmäßig in Fremdsprachen kommuniziert. Je nach Charakteristik des Betriebs und nach der geographischen Lage gibt es deutliche Unterschiede. An den Sprachgrenzen wird die „Sprache des Nachbarn“ besonders intensiv genutzt. Für die Region Basel kann gesagt werden, dass in den Betrieben Französisch und Englisch als Fremdsprachen von gleichrangiger Bedeutung sind. Einen nicht zu unterschätzenden Stellenwert hat – vielleicht überraschenderweise – auch Italienisch. Auch wenn in den einzelnen Berufsgruppen und Aufgabenfeldern die Fremdsprachenkompetenzen unterschiedliche Bedeutung haben: Fremdsprachen werden im Arbeitsleben gebraucht, in der Region Basel

¹ Andres, M., Korn, K., Barkjak, F., Glas A., Leukens, A., Niederer, R: Fremdsprachen in Schweizer Betrieben. Eine Studie zur Verwendung von Fremdsprachen in der Schweizer Wirtschaft und

insbesondere auch Französisch und Italienisch. Die Kommunikation ist mehrsprachig, Englisch ist insbesondere in global tätigen Unternehmen wichtig, aber zumindest für die Region Basel im Arbeitsleben insgesamt nicht alleine dominant. Neben kulturellen und staatspolitischen Gründen sprechen auch die Anforderungen des Arbeitslebens dafür, Französisch und Italienisch im Bildungswesen neben Englisch zu gewichten. „English-only“ funktioniert im Arbeitsleben nicht, gefragt ist die „funktionale Mehrsprachigkeit“.

Sprachen und Mundarten in der Region Basel

Als Grundlage zur Förderung des Schüleraustauschs am Oberrhein sind die Unterrichtsmaterialien „Leben am Oberrhein – Lehrwerk für ein Europa ohne Grenzen“ entwickelt worden.² In einem der Themen wird die Sprachensituation am Oberrhein dargestellt. Die Lernenden können sich ihrer eigenen Sprachenbiographie bewusst werden und vergleichen, in welchen Lebenssituationen sie in Mundart oder in Standardsprache kommunizieren. Unterschiede bilden einen guten Ausgangspunkt, um auch die eigene Sprache und Kultur besser zu verstehen.

Die Sprachendebatte in der Schweiz

Am 25. März 2004 hat die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) eine Strategie und einen Arbeitsplan zur gesamtschweizerischen Koordination des Sprachenunterrichtes an der obligatorischen Schule beschlossen.³ Das Sprachenlernen in der Schule solle insgesamt verbessert, die besondere Bereitschaft der Kinder für das frühe Sprachenlernen stärker berücksichtigt und die wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz im europäischen, mehrsprachigen Umfeld gestärkt werden. Der einzige Punkt, bei welchem keine Einigkeit erzielt werden konnte, war, ob eine zweite Landessprache oder Englisch die Einstiegsfremdsprache an der Primarschule sein soll. Die Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion des Kantons Basel-Landschaft hatte aus staats-, kultur-, regional- und wirtschaftspolitischen Überlegungen eine zweite Landessprache als Einstiegsfremdsprache an der Primarschule favorisiert, auf eine interkantonal koordinierte Regelung der Sprachenstaffelung hingewirkt und den Willen für eine qualitätssichernde interkantonale Kooperation bei der Umsetzung der anvisierten Reformen bekundet. Bei den Verhandlungen in der EDK war es indes nicht möglich, für die gesamte Schweiz eine einheitliche Sprachenstaffelung mit einer Landessprache ab der 3. Klasse und mit Englisch ab 5. Klasse der Primarschule fest zu legen.

2 <http://www.crdp-strasbourg.fr/ork/indexd.htm>

3 vgl. http://www.edk.ch/PDF_Downloads/Presse/REF_B_31-03-2004_d.pdf



Auslöser für die landesweite Debatte über die Fremdsprachenstaffelung war der Entscheid des Regierungsrates des Kantons Zürich im Herbst 2000, ab Schuljahr 2003/04 Englisch als erste Fremdsprache an den Schulen ein-zuführen. Die Staatspolitische Kommission des Nationalrates zeigte sich darüber besorgt und hielt fest, dass dieser Entscheid nicht nur bildungspolitische, sondern auch staatspolitische Bedeutung habe. Artikel 70 Absatz 3 der Bundesverfassung verpflichte Bund und Kantone, „die Ver-ständigung und den Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften“ zu fördern.

Auch im Kanton Basel-Landschaft wurde die Frage der Einstiegsfremdsprache kontrovers dis-kutiert: Am 18. Januar 2006 traf der für die Lehrpläne und Stundentafeln zuständige Bildungsrat den Vorentscheid für die Einführung von zwei Fremdsprachen an der Primarschule und zu Gunsten von Englisch als erster Fremdsprache, bestätigt durch den Regierungsrat. In seiner Vorlage vom 31. Oktober 2006 (2006-261) legte der Regierungsrat zu Händen des Parlaments die Aspekte der beiden möglichen Staf-felungen des Fremdsprachenbeginns dar:

Welche Fremdsprache zuerst an der Primarschule?

Am 1. Februar 2006 stimmte der Landrat, das Parlament des Kantons Basel-Land-schaft, mit 72 gegen 6 Stimmen bei 2 Enthaltungen der Einführung von zwei Fremd-sprachen an der Primarschule mit Französisch als erster Fremdsprache zu. Der Ent-scheid war damit viel einheitlicher, als die anfängliche kontroverse Diskussion hätte erwarten lassen. Damit schloss sich der Kanton Basel-Landschaft den Kantonen an der Grenze zum französischsprachigen Raum an. Zusammen mit Basel-Stadt, Solo-thurn, Bern, Freiburg und Wallis bereitet der Kanton Basel-Landschaft die Einfüh-rung von zwei Fremdsprachen an der Primarschule vor (vgl. Übersicht S. 41).

Perspektiven für den Sprachenunterricht an den Schulen

Ziel ist die Erziehung zur Mehrsprachigkeit und der entsprechende Erwerb von Kom-petenzen zur Kommunikation anhand der Anforderungen im persönlichen, wirtschaft-lichen und kulturellen Leben. Eine wichtige Einsicht ist, dass die Fähigkeit zur Kom-munikation nicht erst beginnt, wenn man eine Fremdsprache „beherrscht“, sondern bereits mit dem ersten Wort oder den ersten Sätzen. Eine Sprache ist ein Haus, in dem man vertraut und „heimisch“ werden kann. Um in eine Sprache hinein zu wach-sen müssen wir lernen zu hören, zu lesen, zu sprechen, zu schreiben oder an Gesprä-chen teilzunehmen. Jeder kleine Fortschritt in diesen Kompetenzbereichen hilft, dass die Verständigung funktioniert und gemeinsames Handeln möglich wird.

Aspekte	Variante 1: Englisch ab 3. Klasse, Französisch ab 5. Klasse	Variante 2: Französisch ab 3. Klasse und Englisch ab 5. Klasse
Vorentscheid und Antrag	Beschluss Bildungsrat vom 18. Januar 2006	Vereinbarung mit den Kantonen BS, SO, BE, FR, VS
Staatspolitische Bedeutung	Befürchtung der Inferiorisierung der Landessprachen	Französisch als Einstiegsfremdsprache bekräftigt staatspolitische Bedeutung; Französisch als Brücke zur Romandie
Wirtschaftliche Bedeutung	Englisch und Französisch sind wichtig	Französisch und Englisch sind wichtig; Französisch insbesondere in den KMU
Koordination und Kooperation Schweiz	Koordination mit Ost- und Zentralschweizer Kantonen (mit BL hätten in der deutschsprachigen Schweiz rund 70% der Schüler/innen Englisch als erste Fremdsprache)	Zusammenarbeit und enge Koordination mit BS, SO, BE, FR, VS; welsche Schweiz beginnt analog mit Deutsch als Landessprache ("schweizerische Lösung")
nahregionale Bedeutung ("Metropolitanregion")	Vernetzung der Region zur "Welt", Weltsprache Englisch	Europäischer zweisprachiger Oberrheinraum als sozioökonomischer und kultureller Entwicklungsraum; Gewichtung von Französisch als Sprache des Nachbarn (Jura, Frankreich) zusammen mit den Nachbarkantonen Basel-Stadt und Solothurn
Europäische Verbreitung und Bedeutung	Die meistgesprochenen Sprachen der EU sind Englisch (51%), Deutsch (32%), Französisch (26%), Italienisch (16%) und Spanisch (15%); Englisch als klar am meisten verbreitete Sprache in der EU (13% als Muttersprache, 38% als Fremdsprache)	Mehrsprachigkeit als Ziel; keine einseitige Fokussierung auf Englisch; Französisch ist verbreitet und erleichtert den Zugang zu anderen romanischen Sprachen (Italienisch, Spanisch, Portugiesisch).
Pädagogische Bedeutung	Motivation für Englisch besser als bei Französisch. Erfolgserlebnisse und Motivation bei der ersten Fremdsprache; Französisch profitiert vom Erfolg im Englischunterricht.	Motivation für Französisch an der Primarschule vorhanden und schaffbar; Nutzung der an der Primarschule erworbenen Kompetenzen als Basis für die Vertiefung auf der Sekundarstufe I und für Schüleraustausch; hohe Motivation für späteres Englisch vorhanden.

Die zunehmende Bedeutung der Fremdsprachen im Zuge der europäischen Integration und der Globalisierung hat einen immensen Effort zur Verbesserung des Fremdsprachenunterrichtes ausgelöst. Es ist zu erwarten, dass in wenigen Jahren folgende Verbesserungen wirksam werden:

- Schülerinnen und Schüler arbeiten mit dem Europäischen Sprachenportfolio.⁴ Es zeigt in wertschätzender Art die erreichten Kompetenzen in den europäischen Referenzniveaus von A1 bis C2 in den einzelnen Teilbereichen auf. Vermehrt werden Sprachenzertifikate auf der Basis dieses Referenzrahmens in der Grundausbildung und während der gesamten Lebensspanne erworben.
- Der Unterricht in Fremdsprachen wird vermehrt „integriert“ erteilt. Eine einzelne Fremdsprache wird nicht isoliert unterrichtet, sondern es werden Bezüge zu anderen Sprachen und Kulturen hergestellt. Eine wichtige Option zur Verbesserung der Fremdsprachenkompetenzen ist der so genannte Immersionsunterricht: Der Unterricht wird teilweise oder ganz in einer anderen Sprache erteilt.
- Interessante Ansätze zur Förderung der Mehrsprachigkeit sind Austauschprojekte wie „TRISCHOLA“⁵, die Einrichtung von Schulpartnerschaften, das Euregiozertifikat, die Trinationalen Studiengänge auf Hochschulstufe oder das bilinguale 10. Schuljahr zur Wiederholung des letzten Schuljahres im anderen Sprachgebiet.

Die Region Basel hat für die Förderung des kulturellen Austauschs und der Erziehung zur Mehrsprachigkeit ausgezeichnete Voraussetzungen. Es ist zu erwarten, dass in den nächsten Jahren zu Gunsten der Schülerinnen und Schüler die Pädagogik des Austauschs einen wachsenden Stellenwert haben wird.

4 www.sprachenportfolio.ch

5 <http://www.trischola.ch>

Martin Graff

La distance affective am Oberrhein

Die Grenze ist der magische Ort der Überschreitung, le lieu magique de la transgression, die geistige oder physische Landmarke. Deshalb bin ich zugleich traurig und froh, wenn eine Grenze abgebaut wird.

Gerade wurde in Chalampé das Grenzgebäude vernichtet. Wenn ich nostalgisch bin, fahre ich kurz nach Basel und lasse mich von den Schweizer Zöllnern mit feuchten Augen kontrollieren.

Ich habe für den Europarat – der als Labor des Alltags der Bürger zu verstehen ist – 18 Euroregionen besucht, sac au dos, auf Schusters Rappen, als Gedankenschmuggler. Vom Schwarzen Meer zum Atlantik, von Murmansk bis Donostia, San Sebastian. Voyage au jardin des frontières. Zu meiner großen Überraschung entpuppte sich die Euroregion vom Oberrhein als die erfolgreichste, obwohl die Schweiz noch nicht zur EU gehört.

En résumé: es gibt zwei Tendenzen in den Grenzregionen. Zum einen werden die Zöllner als Gärtner umgeschult und die Zollhäuser zu Restaurants umfunktioniert. Zum anderen werden die Gärtner als Zöllner beschäftigt und die Restaurants zu Zollstationen umfunktioniert. Die Schweiz ist wie oft eine Ausnahme: sie hat beides, mit Zöllnern besetzte Zollstationen und Restaurants.

Deshalb ist es auch spannend hier zu leben. Der Franzose (Elsässer) fährt auf der deutschen Autobahn, um zu rasen. Der Deutsche kauft seinen Käse bei Cora und kann den Müll auf dem Parkplatz abladen. Der Schweizer Jäger kann mit seiner GI-Ausrüstung in den Vogesen jagen, er muss nur aufpassen, dass er im Nebel eine Highländerin, auch Hippie Kuh genannt, nicht mit einem Wildschwein verwechselt. Genauso wie der Elsässer nicht vergessen darf, dass die Geschwindigkeit auch auf deutschen Autobahnen begrenzt sein kann und der Deutsche sich nicht erwischen lassen darf mit seinem durchsichtigen Müllsack, der in Frankreich auffällt.

Schon 1993 hat der Michelin-Führer des Oberrheins auf das nationale Alphabet verzichtet. Unter O finde ich Olten, CH. Offenburg, D. und Obernai, F. Die Verwaltungssphären werden immer deckungsgleicher. Die trinationalen Institutionen vermehren sich wie Kaninchen, die Geistessphären – im Sloterdijkischen Sinne – kollidieren immer häufiger. Die Beseelung der Region – besonders zwischen der deutschen und Schweizer Seite mit dem Elsass – ist zaghaft. Daran ändert auch der Museumspass nichts.

Bleiben wir konkret. Ein Freund, evangelischer Pfarrer und Buchhändler, lebte und arbeitete in Weil am Rhein, später in Basel, noch später in Saint-Louis. Er beherrscht hochdeutsch, schwyzerdeutsch, elsässisch und französisch. In jedem Dreieck hatte er Freunde, Deutsche, Schweizer, Franzosen. Überall fühlte er sich zu Hause, jedes Eck war ein Stück Heimat. Dennoch fühlte er sich heimatlos. „Ich fühle mich allein, je suis seul, solitaire. La Heimat reste une utopie“, zitierte er Bernhard Schlink. Mon ami multilingue fühlte sich wohl in jedem Eck, dennoch sank er in ein melancholisches Loch, weil seine Freunde ihn nicht als Gedankenschmuggler wahrnahmen. „Sie begreifen nur, was ich von ihnen begreife, die geistige Rückkopplung fehlt. Sobald ich die Sphäre (bleiben wir bei Sloterdijk) wechsele, hänge ich sie ab. Sie folgen mir nicht. Sie verstehen mich nicht als Ganzes, als interkulturelles und internationales Regiowesen.“

Um jetzt weiter zu kommen, möchte ich von der affektiven Distanz reden, la distance affective, dieser seelische Faden, der uns Alemannen verbindet, aber nicht, wie wir denken, wie wir uns das vorstellen.

Professor Uwe Fichtner hat den Begriff 1988 in seiner Habilitation verwendet „Grenzüberschreitende Verflechtungen und regionales Bewusstsein.“ Bald wird er „Architekturen der Regio im Oberrhein“ herausgeben.

Er analysiert die affektive Distanz zwischen Deutschen, Schweizer und Franzosen, wenn es um Partnersuche geht. Die Deutschen und die Franzosen neigen zur Schweizer Frau, die Schweizer zur Französischen. Er beschreibt die Faktoren, wirtschaftlich, kulturell, politisch.

Weiteres Beispiel, diesmal hausgemacht. Alemannischer Abend im Kaiserstuhl. Der Winzer preist unser gemeinsames Alemannentum: Schweizer, Elsässer, Badener. „Wir sind doch alle Alemannen! Wir haben doch alle gemeinsam erfolgreich gegen Wyhl und Marckolsheim gekämpft. Wir sprechen dieselbe Sprache!“

Es ist nicht einfach, einen badischen Winzer aufzuklären. Er versteht nicht, wenn ich ihm erkläre, dass ein elsässischer Alemanne ein französischer Alemanne ist, der nicht mehr viel mit einem deutschen und einem helvetischen Alemannen zu tun hat. Der elsässische Alemanne hat die französische Revolution erlebt, Napoleon und seine Kriege verehrt, auch seine Verwaltung, und die Industrialisierung miterlebt.

Der Winzer kann nur noch verzweifelt auf Europa prostern und hört mir schon lange nicht mehr zu. Er ist Opfer der affektiven Distanz.

Wie soll er in der Tat wissen, dass der elsässische Alemanne eine Fälschung ist, gar eine affektive Fälschung. Die Fachwerkhäuser, die Geranien, die Störche, die Weine

sind nur noch als Kulisse für Touristen gedacht und vergrößern sogar die affektive Distanz zwischen dem Winzer und mir.

Ein deutscher Gastronom, der das Elsass liebt, schwärmt in seinem Journal von „Zwei Ländern und einer Seele“. Eine Journalistin ergänzt: „Ein Herz, eine Seele.“ Die Kirchen posaunen weiter: „Eine Quelle, zwei Ufer.“ Diese Fusionsmetaphysik nimmt schon krankhafte Züge an.

Im dem Augenblick, wo wir uns politisch noch nie so nah waren, die Verwaltungen immer enger flirten – hier meine „Europäische Krankenversicherungskarte“, –, waren wir kulturell noch nie soweit voneinander entfernt. Wir entfernen uns wie am Schluss von *Underground*, dem Film von Emir Kusturica. Die Heimat trennt sich vom Kontinent.

Nur eine schonungslose Freundschaft kann uns weiter helfen. Da sind wir wieder beim Freund unter Freunden und auch bei der affektiven Distanz, la distance affective, die der Schriftsteller zu messen versucht. „C'est le mot qui dessine la géographie de l'âme“, schreibt Isidore Lumière. La distance affective der Bürger zu beobachten, ist die spannende Aufgabe des Schriftstellers.

Frédéric Mistral, Nobelpreisträger de littérature, cuvée 1904, écrit: „La langue est la clé de la culture, mais la maison de la culture hat mehrere Fenster, qui ouvrent sur l'histoire, la religion, l'économie, le travail, les traditions, la politique“. Aber die Sprache bleibt bestimmend. Sie führt zur jeweiligen Zugehörigkeit im Dreieckland, sie bestimmt und verhindert gleichzeitig, comme Amin Maalouf l'écrit dans „Les identités meurtrières“.

„Der Tanz der Sprachen erlaubt mit der Mentalität verschiedener Völker zu denken“, sagt uns Claudio Magris, le poète du Danube. Davon sind wir weiter entfernt als wir denken. Heute kenne ich im Elsass keinen einzigen Freund, sogar mit Uni-Abschluss, der einen deutschen Roman im deutschen Original liest, nicht einmal einen Krimi von meinem Freund Hansjörg Schneider mit seinem trinationalen Kommissar Peter Hunkeler. Eine wissenschaftliche Studie ja, aber keine Belletristik, auch Zeitschriften und Tageszeitungen nicht. Die affektive Distanz ist zu groß.

Die Medien haben oft versucht, eine trinationale, grenzüberschreitende Info zu gestalten. Wir sind doch alle Alemannen, Nachbarn, Europäer. Beispiele.

Fernsehsendung *Triangle*. Frankreich/Deutschland/Schweiz. Nur Kassettenaustausch. *Vis à Vis*, zweiter Versuch mit einer binationalen Redaktion und Moderatoren. Rainer Suchan wird darauf eingehen.

Die Analyse der schreibenden Presse führt uns weiter, weil das Wort die Geographie der Seele zeichnet. Das Bild ist bekanntlich nur die Schattenseite der Seele, geeignet für Täuschungsmanöver.

In den achtziger Jahren gab es das *Trio Magazin*.

Die *Basler Zeitung* veröffentlichte über zehn Jahre eine zweisprachige Beilage.

Rollwagen : Literarischer Wettbewerb. Texte in Deutsch, Französisch, Dialekt.

Experimente nach kurzer oder langer Zeit gescheitert, weil die affektive Distanz nicht berücksichtigt wurde. Es ist einfacher, eine trinationale philosophische Zeitschrift zu gestalten als eine Tageszeitung. Die Tageszeitung berichten, jede in ihrer Ecke, aus ihrer Ecke

Dennoch gibt es Hoffnung mit der jüngeren Generation, etwa mit Leuten wie Olivier, der mir vorhin im Café sagte:

Meine Seele ist deutsch
 Mein Herz ist französisch
 Mon esprit est européen.

Travaux pratiques: Hausaufgaben. Versuch einer zweisprachigen Glosse, lange Zeit in der *Basler Zeitung*, heute in mehreren Regionalzeitungen und Radios. Beispiel *Badische Zeitung*, Glosse Grenzgänger. Hauptfigur ist Oma Caroline, 95, Mata Hari der deutsch-französischen Beziehungen, die in ihrem Rolls die Strassen unsicher macht. Die Glosse wird in Schulen benutzt.

Jeder hat eine Chance verdient.

Plötzlich steht Nicolas Sarkozy devant la porte du Bauernhof beim Col de la Schlucht. Oma öffnet die Tür und schlägt sie sofort wieder zu. Mais le nouveau Président de la République gibt nicht auf: „Je sais que tu as voté pour Ségolène, mais j'ai besoin de toi!“

« Hier hast du nichts zu suchen! Während du in Malta gefeiert hast sind in Frankreich hunderte von Autos abgepackelt worden. Mein Rolls hat eine Stichflamme abgekriegt, j'ai failli y laisser ma vie. „Je m'excuse“, antwortet der Präsident. „Schick mir die Rechnung!“ „Depuis quand parles-tu allemand?“ „Seit ich Präsident bin!“

Ein Klapperstorch fliegt vorbei. „Ich brauche einen ruhigen Ort, um mich zu sammeln“, fährt der Präsident fort. „Sammele zunächst deine Dummheiten et jette les dans le Rhin“, répond Oma Caroline. Der Präsident lässt sich nicht

provozieren.“ J’ai besoin d’un endroit um zu meditieren. Je suis trop nerveux. Le travail de Président va être très difficile. Außerdem möchte ich gerne mein Deutsch verbessern pour parler plus facilement avec Angela. Du hast auch Helmut, François, Jacques, Gerd und Angela deine Tür geöffnet. Maintenant c’est mon tour.» Das wirkt. Pause. Caroline:“Geh in die Scheune, lege dich ins Heu und schlaf. Je t’apporte le petit-déjeuner demain matin, café oder thé?“ Der Präsident atmet auf:“ Café, darf ich noch Cécilia anrufen?“ „Nein!“ Am nächsten Morgen bringt ihm Oma Caroline comme promis das Frühstück: einen Milchcafé und eine Munsterkäsestulle. Der Präsident kniet vor einer Kuhglocke. „So eine möchte ich gerne im Elyséepalast haben pour le Conseil des ministres.“ „Die musst du dir noch verdienen. Au travail!“, antwortet Oma. „Aujourd’hui tu vas faire du bois im Wald avec Opa Ernest. Cet après-midi tu vas retourner le jardin et planter les patates. Heute Abend melkst du les vaches. Dann wirst du den Kuhstall ausmisten et donner à manger aux bêtes.“ „Je te remercie Caroline, je t’aime!“ Rede kein Blödsinn und an die Arbeit. Lorsque le Président rejoint enfin Paris ist er ein anderer Mensch: « J’ai changé! », affirme-t-il avec un sourire mystérieux.
Opa Ernest ist mürrisch: » Wieso hast du ihn überhaupt herein gelassen. Hat er dir einen Ministerposten angeboten?“ „ Jeder bekommt seine Chance, auch der Präsident“, antwortet Oma und geht schlafen. À plus. (12.05.07)

Im Riegeler Theater Kumedi habe ich mit dem deutschen Schauspieler Klaus Spürkel unter dem Stichwort *Grenzkabarett* vier Stücke aufgeführt mit Sprachspielereien, die sich mit dem Alltag der Bürger beschäftigen. Bis zu ein Drittel des Publikums bestand aus Franzosen.

Zum Schluss die Devise des Gedankenschmugglers in Alemannisch, Französisch, Hochdeutsch. Die Luftwurzel oder Accroche tes racines au ciel.

Hang dini Wurzla an di Luft
 Un klatter uff die Starna

Russ uss dinem Loch
 Russ uss dinem Kaller
 Russ uss dinem Kafig
 Russ uss dinera Angscht

Hang dini Wurzla an di Luft
 Un klatter uff di Starna

Erscht dann, bleckst Du ewer di Granza
 Ens andera Land, ens andera Harz

Erscht dann, bleckst Du ewer di Granza
Ens eigena Land, ens eigena Harz.

Accroche tes racines au ciel
Et grimpe sur les étoiles

Sors de ton trou
sors de ta cave
Quitte ta cage
Quitte ton angoisse

Accroche tes racines au ciel
Et grimpe sur les étoiles

Tu découvriras enfin, au-delà des frontières
D'autres pays, d'autres cœurs

Tu découvriras enfin, au-delà des frontières
Ton propre pays, ton propre cœur

Hänge deine Wurzeln an die Luft
Und klettere auf die Sterne

Raus aus deinem Loch
Raus aus deinem Keller
Raus aus deinem Käfig
Raus aus deiner Angst

Hänge deine Wurzeln an die Luft
Und klettere auf die Sterne

Erst dann, blickst Du über die Grenzen
Ins andere Land, ins andere Herz

Erst dann, blickst Du über die Grenzen
Ins eigene Land, ins eigene Herz



Teil 2

GRENZRAUM OBERRHEIN





Alexander Honold

Literaturlandschaft am Oberrhein. Revue und Projekt

Wie uns die Auguren jüngster Wissenschaftsentwicklungen verkünden, gehört zu den jüngsten Trends in den Geistes- und Kulturwissenschaften die bemerkenswerte Wiederkehr einer eigentlich längstbekannten, ja alteingesessenen kulturellen Größe – ich meine die Wiederkehr des Raumes bzw. der räumlichen, topographischen Betrachtungsweise des literarisch-kulturellen Lebens und seiner Geschichte. „Im Raume lesen wir die Zeit“, hat der Osteuropa-Historiker Karl Schlögel sein programmatisches Plädoyer überschrieben, das vorschlägt, die Geschichtswissenschaft mit dem Studium von Fahrplänen, Landkarten, Stadtplänen und ähnlichen synchronen Präsentationsformen anzureichern.¹ Schlögel ist nur einer der prominenten Stichwortgeber für diese sogenannte *Wiederkehr des Raums* oder, wie man dann auf Wissenschafts-Neudeutsch besser sagt, den *spatial turn*.

Kultur ist raumbunden, es gibt neben der Zeitgenossenschaft auch so etwas wie Raumgenossenschaft. Das hat schon die große Schule der französischen Struktur- und Mentalitätsgeschichte zu ihrem Thema gemacht, die so beeindruckende Werke wie Fernand Braudels umfassende Studien über die Geschichte des Mittelmeerraumes hervorgebracht. Oder, eben, geographisch viel näher liegend, Lucien Febvres Porträt des Rheins und seiner Geschichte. Wie Febvre in seinem großartigen Buch *Le Rhin. Problèmes d'histoire et d'économie*, von 1935 gezeigt hat,² war der Rhein auf längere historische Zeiträume gesehen meist eher ein kultureller Übergangsraum als eine politische Grenze. Dieser Raum ist nun einerseits von der Natur bestimmt, andererseits aber auch von der Siedlungsgeschichte. Der Rhein, so ist aus heutiger Perspektive evident, ist nicht allein eine natürliche Tatsache, er ist auch ein kulturelles Konstrukt. Ein Produkt ingenieurstechnischer Eingriffe, aber auch kultureller Transformationen und literarischer Imaginationen. Es ist die Wechselwirkung natürlicher und kultureller Faktoren, die dem Strom und der ihn umgebenden Landschaft das heutige Gepräge gegeben hat. Und diese Wechselwirkung natürlicher und kultureller Faktoren läßt sich auch rückwirkend schon weit zurückverfolgen, bis in die Anfangsgründe der europäischen Literatur der Neuzeit.

1 Karl Schlögel (2003): *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*. München.

2 Lucien Febvre (1994): *Der Rhein und seine Geschichte*. Hg., übersetzt und mit Nachwort von Peter Schöttler. Frankfurt/Main, New York.

Was im Falle des Kulturraums Oberrhein die Beschäftigung mit der räumlich-topographischen Dimension besonders ergiebig macht, sind zwei Spezifika. Zum einen ist dies die Tatsache, dass der Rhein und seine Landschaft schon recht früh Bearbeitungen im Sinne eines gestalteten Siedlungs- und Wirtschaftsraumes erfährt, mithin: dass er auch als ein „Kulturprodukt“ zu betrachten war und ist. Zum zweiten ist dies der Umstand, dass es in diesem regionalen topographischen Gebiet, welches den alemannischen Sprachraum vom Bodensee über den Rheinfall und das Basler Rheinknie bis hinunter über die Länge der oberrheinischen Tiefebene umfasst, dass also dieses Gebiet ein auf mehrere Nationalterritorien verteilter Landschaftsraum ist, der einerseits kulturell große Zusammengehörigkeit aufweist, andererseits aber immer wieder auch Gegenstand markanter Trennungslinien und Abgrenzungsprozesse gewesen ist.

Eine noch zu schreibende trinationale Literaturgeschichte des Oberrheins, sie hätte nicht einfach ins Lob der europäischen Harmonie einzustimmen sie hätte neben dem Verbindenden auch diese Reibungen und Abgrenzungen zu untersuchen. Umgekehrt aber: Nur wo in Konstellationen gedacht wird, tritt die besondere Spannung dieses Gefüges, treten auch die vielerlei Formen der Kontaktnahme und der Beeinflussung über Grenzen hinweg in den Blick. Aus der schon in die Antike zurückreichenden Literaturgeschichte der Oberrhein-Region kann ich hier, selbst wenn ich mich auf die Neuzeit beschränke, nur knappste Stichworte vorstellen, eine Zeitreise mit nicht viel mehr als einigen vorüberhuschenden Stationsnamen.

Meine fünf Stationen heißen:

- 1.) Die Geburt des europäischen Humanismus aus den Wassern des Oberrheins.
- 2.) Die Verheerung Mitteleuropas und ihr Chronist Grimmelshausen
- 3.) Vom Sturm und Drang zur Flussromantik
- 4.) Der rheinländische Hausfreund (Johann Peter Hebel)
- 5.) Grenzen und Narben. Die Folgen des Ersten Weltkriegs

Abschließend möchte ich dann noch einen Vorschlag präsentieren, wie die Literaturgeschichte des Oberrheins heute und künftig zu präsentieren sei.

1. *Die Geburt des europäischen Humanismus aus den Wassern des Oberrheins*

Auf den Rhein blickend, erscheint es nicht unangebracht, darauf hinzuweisen, was eigentlich der Motor der kulturellen Entwicklung der Region ist. Es ist das strömende Wasser, das mit beträchtlicher Bewegungsenergie von den Bergen herabfließt, seien es die Alpengipfel oder, wie in Basel, die Höhenzüge des Jura. Nicht der Rhein modellierte die enge Talsenke der Basler Altstadt, sondern der Birsig, ein Flüsschen, das heute

unter der Erde verschwunden ist; von ihm werden Barfüßerplatz, Marktplatz und Fischmarkt durchströmt; zu früherer Zeit aber trieb der Wasserlauf die Basler Mühlen an. Wenige Kilometer rheinaufwärts nimmt der Rhein ein zweites, größeres Jura-Flüsschen auf, die Birs. Ein Nebenlauf der Birs betreibt energisch die Räder der zu Museumszwecken rekonstruierten Papiermühle im St. Albansquartier. Die Produktion des neuen Rohstoffs und Literaturträgers Papier leistete seit dem 15. Jahrhundert einen erheblichen Beitrag zum Aufschwung des lokalen Buch- und Verlagswesens, der Basler Universität und des europäischen Humanismus; kein Narrenschiff wäre in See gestochen ohne die Wasserkraft dieser Mühlräder.³ So hat die Papierherstellung ihre natürliche Grundlage in den begünstigten geographischen Voraussetzungen der Region; sie gewann ihren Aufschwung aus der zweiten, noch folgenreicheren literarischen Innovation, der Erfindung des Buchdrucks von und um Gutenberg in Straßburg und Mainz. Aus seiner Werkstatt gingen Drucker hervor, die im gesamten Oberrheinraum und darüber hinaus tätig waren. In Basel datieren die Anfänge des Buchdrucks auf die Jahre um 1460, fallen also in eins mit der Gründung der Universität, die ihrerseits fast synchron lief zur Gründung der Freiburger Universität. Bilden Wasserkraft, Mühlenbetrieb, Papierherstellung und Buchdruckerkunst als physische bzw. materielle Faktoren die *hardware* des oberrheinischen Humanismus, so sind die konziliare Bewegung und dann vor allem die Universitätsgründungen als deren intellektuelle *software* anzusehen.

Die Etablierung der Buchdruckerkunst vollzieht sich von der Mitte bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Was das neue Medium bzw. der neue Medienverbund aus Druck, Schrift und Bild zu leisten vermag, stellt die Kooperation von Albrecht Dürer und Sebastian Brant beim mit Holzschnitten ausgestatteten *Narrenschiff* eindrucksvoll vor Augen. Als Moralsatire angelegt, navigiert dieses Lebens- und Medienschiff durch den tradierten Katalog der Tugenden und Laster, letzterer vor allem. Brant selbst, der als Straßburger Gastwirtssohn zum Studium der Rechte an die Basler Universität gekommen war, ist ein trefflicher Beleg für die Anziehungskraft des Medienstandortes Basel, der mindestens ebenso sehr den Basler Druckern wie der Universität zu danken war. Brants Wohnsitz übrigens lag hier unmittelbar an der Augustinergasse 1, im Haus „Zum Sonnenlufft“. Die rasche Verbreitung des 1494 auf Deutsch erschienenen *Narrenschiffs* wiederum ging dann vornehmlich auf die rasch entstandene lateinische Übersetzung des Werks zurück, die Jakob Locher in Freiburg anfertigte. Lochers Version, *Stultifera navis*, in Basel 1497 gedruckt, diente als Grundlage der weiteren Übersetzungen ins Französische, Englische und Niederländische. Um also aus der Region heraus europäische Wirkung zu erlangen, war der Wechsel ins Latein das Vehikel schlechthin. Neben Brant wäre natürlich auch Erasmus zu nennen als eine europäische Gelehrtenfigur dieser Zeit; Erasmus verbrachte seine produktivsten Jahre am Oberrhein, vor allem in Basel, wo sich auch sein Grab befindet.

3 Zur Bedeutung der Papiergewinnung für den Aufschwung des Buchdrucks und Bibliothekswesens vgl. Uwe Jochum (1999): *Kleine Bibliotheksgeschichte*. 2. Aufl., Stuttgart, S. 78-81.

2. Die Verheerung Mitteleuropas und ihr Chronist Grimmelshausen

Johann Jakob Grimmelshausen, der Autor des *Simplicissimus*, reflektiert einen markanten Umbruch für den gesamten mitteleuropäischen Raum. Die Reformation hatte zu einer konfessionellen Spaltung geführt, diese wiederum verschärfte sich im Prozess der zunehmend nationalstaatlichen Kräfteverhältnisse in Mitteleuropa zu einem vehement geführten verheerenden Großkonflikt. Grimmelshausens Schelmenroman beleuchtet das Geschehen des Dreißigjährigen Krieges schlaglichtartig als den Hintergrund der Handlung. Der Befund einer grundstürzend verkehrten Welt ermöglicht es dem Helden des Geschehens, durch alle Fährnisse hindurch gewitzt seinen Weg zu machen – die Wechselfälle der Zeitgeschichte sind perspektivisch eingefasst durch ein Ich, welches sich als persönlicher Erzähler zu Wort meldet. Manche Episoden, wie die Exkursion zum märchenhaften Sylphenreich im Mummelsee, verraten regionale Bezüge auf den südwestdeutschen Raum, wo sich der aus dem hessischen Gelnhausen stammende Grimmelshausen auch nach Kriegsende niedergelassen hatte. In Oberkirch führte Grimmelshausen die Wirtschaft „Zum silbernen Sternen“, 1667 wird er auf Geheiß des Straßburger Bischofs zum Schultheiß von Renchen bestellt.

Wie eine Sonde durchquert Grimmelshausens Hauptfigur ihre zeitgeschichtliche Landschaft. Er ist nicht nur *Simplex*, sondern *Simplicius* und *Simplicissimus* sogar, die betonte, so merkwürdig steigerungsfähige Einfalt ist durchaus Teil der Versuchsanordnung. Seine demonstrative Einfältigkeit trennt diesen Helden grundlegend von der unauslotbaren Seelen- und Herzentiefe jener problematischen Individuen, wie sie in den Romanen späterer Jahrhunderte zum Standardpersonal gehören. *Simplicissimus* ist nicht problematisch, sondern komisch; er passt sich jederzeit an und kostet alles aus; er hält sich stets in den Brennpunktregionen der verheerten deutschen Gebiete auf und durchläuft auch persönlich extremste Lebenslagen. Er ist erst niederen, dann vornehmen Standes, erscheint mal als einfacher Landsknecht im Kriegsheer der Kaiserlichen, mal als potentieller Überläufer bei den schwedischen Truppen, dann wieder als grüner Jäger von Soest auf eigene Rechnung. Konstant ist nur, daß Erscheinungsbild, Habitus und Kleidung des agierenden Protagonisten jeweils gerade nicht mit dem tatsächlichen Status der Figur bzw. ihrer vom Ich-Erzähler behaupteten Identität übereinstimmen. Als Quacksalber sieht man ihn in Frankreich Kasse machen, als frommen Pilgersmann durch die Schweiz, nach Italien und Richtung Jerusalem wallen.

In einer Zeit allgemeiner Auflösung durchheilt *Simplicissimus* im Geschwindschritt die sozialen Amplituden von Armut und Reichtum, Hoffart und Demut, lustvoller Sünde und bußfertiger Askese. Die Tatsache, dass er den Totentanz des Krieges bei alledem fast unbeschadet überlebt, und merklich erfahrener aus den durchlaufenen Abenteuern hervorgeht, belehrt und geläutert, dies hat manche Interpreten in dem Roman eine erbauliche Bekehrungsgeschichte sehen lassen. Doch entsprechen die stilistischen Ausflüge ins Grotteske einer unterhalb der hohen Literatur untergründig

immer fortwirkenden karnevalesk-satirischen Ästhetik, als deren Vorläufer Rabelais und Fischart zu nennen wären.

Als eine soziale Gegenwelt zum kriegsdurchfurchten Südwestdeutschland, in dem *Simplicissimus* sich vorzugsweise herumtreibt, blitzt in einer Episode dieses großen Erzählwerks übrigens die Schilderung einer Reise in die Schweiz hervor, die der Held im Zuge einer schelmischen Wallfahrt nach Einsiedeln unternimmt. „Das Land kame mir so frembd vor gegen andern Teutschen Laendern / als wenn ich in Brasilia oder in China gewesen waere [muß der Held verwundert feststellen] / da sahe ich die Leute in dem Frieden handeln und wandlen / die Staelle stunden voll Viehe / die Baurm-Hoef lieffen voll Huener / Gaens und Endten / die Strassen wurden sicher von den Raisenden gebraucht / die Wirtshaeuser saßen voll Leute die sich lustig machten / da war gantz keine Forcht vor dem Feind / keine Sorge vor der Pluenderung / und keine Angst / sein Gut / Leib noch Leben zu verlieren [...] also daß ich dieses Land vor ein irdisch Paradis hielte“.⁴ Das mag im Überschwang nun auch etwas übertrieben sein, beleuchtet im Umkehrschluß aber desto greller den Grad an Brutalität, den man außerhalb dieses eidgenössischen Paradiesgärtleins allerwege zu gewärtigen hatte.

3. *Vom Sturm und Drang zur Flussromantik*

Wiederum ein großer Zeitsprung führt uns zur dritten Station unserer kleinen oberrheinischen Literaturgeschichte im Schnelldurchlauf. Das ist der Zeitraum der sogenannten Sattelzeit um 1800, die von der Genieästhetik der Sturm-und-Drang-Dichterguppen bis in die Romantik führt. In der Geschichte der Genieästhetik hat Straßburg einen besonderen Rang, denn hier fand die legendäre Begegnung statt zwischen Goethe und Herder am 5. Oktober 1770. Im Rückblick bewertet Goethe ihn als „das bedeutendste Ereignis“ dieser Zeit, „was die wichtigsten Folgen“ für ihn haben sollte. Die Geschichte dieser Begegnung ist schon oft erzählt worden, ebenso die des ganzen versammelten Dichterefreundeskreises, in dem auch Jung-Stilling, Salzmann und andere zugegen waren, seit dem Mai 1771 dann auch Jakob Michael Reinhold Lenz; auch Merck und Schlosser zählen hinzu, die mit ihren Frankfurter Gelehrten Anzeigen der neuen Künstler-Bewegung ab 1772 ein publizistisches Forum bieten.

Ästhetische Leitwerte dieses Geniekults waren – Shakespeare und das Straßburger Münster; noch die bildhaften Vorstellungen, die im *Faust* von Mittelalter und Früher Neuzeit evoziert werden, speisen sich dem tiefen Eindruck, den das Straßburger Münster auf ihn machte. Auch später wird der Rhein und die ihn umgebende Land-

4 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus Teutsch. Werke*, hg. von Dieter Breuer. (Bibliothek der frühen Neuzeit des Deutschen Klassiker Verlags). Bd. 1.1, Frankfurt/Main. 1989, V/1, S. 449.

schaft in Goethes Werk noch bedeutungsvolle Züge gewinnen. Da ist wiederum eine besondere Form der Geselligkeit im Spiele, die Gastlichkeit im Hause der La Roches und Brentanos in Winkel am Rhein. Im Zeitalter der Französischen Revolution wird die Rheingegend zum umkämpften Grenzraum, den Truppenbewegungen durchziehen, es mehren sich auch solche Flüchtlingstrecks, wie sie zu Beginn des Versepos *Herrmann und Dorothea* von Goethe im Jahre 1795 beschrieben werden.

Unter den Auspizien der Muse Kalliope und mit dem programmatischen Untertitel „Schicksal und Anteil“ versehen, setzt der erste Gesang folgendermaßen ein.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben! (...)
So rennt und läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ists immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Sande des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun, mit geretteter Habe,
Leider, das überrheinische Land, das schöne, verlassend,
Zu uns herüber kommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Tals und seiner Krümmungen wandern.⁵

Der Flüchtlingszug, der die Rheingrenze überquert und auf das nahe und immer näher rückende Übel in Frankreich hindeutet, schafft eine Ausnahme-Situation. In solchen erregten, erschütterten Zeiten gewinnt auch der Rhein, landschaftlicher Mittelpunkt der geschilderten Region, einen ungewohnten politischen Aspekt, er wird plötzlich zur Demarkationslinie und zum Schutzwall. Es ist der Gastwirt, Herrmanns Vater, der dieses ausspricht. Auch im Gasthaus leiden die Geschäfte, wenn anstelle des friedlichen Hin und Her die Wogen des Krieges das Geschehen bestimmen.

Da versetzte der Wirt, mit männlichen klugen Gedanken:
Wie begrüßt' ich so oft mit Staunen die Fluten des Rheinstroms,
Wenn ich, reisend nach meinem Geschäft, ihm wieder mich nahte!
Immer schien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüte;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald sein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und sein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.⁶

5 Johann Wolfgang Goethe: *Herrmann und Dorothea*. In: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Hg. von Karl Richter. Bd. 4.1: *Wirkungen der Französischen Revolution I*. München 1988, S. 551 (Kalliope, V. 1-12).

6 Goethe: *Herrmann und Dorothea*, S. 558 (Kalliope, V. 189-195).

Der Rhein muss fließen, das ist seine Natur. Und ebenso wie das Wasser soll sich auch das menschliche Leben in steter Bewegung befinden, sich in Geschäften zwischen nah und fern betätigen können, in Verkehrsformen, für die es weder politische noch landschaftliche bzw. natürliche Hemmnisse durch Grenzziehungen geben möge. Das ist der erwünschte und als Maßstab vorausgesetzte Normalzustand, denn nun die Not und der Aufruhr außer Kraft gesetzt haben.

Zu den rechtsrheinischen Antworten auf die linksrheinische Volkserhebung in Frankreich gehört, neben einigen sozialen Reformen, auch eine bemerkenswerte Revitalisierung der Poesie. Ohne diesen Zusammenhang hätte Goethe seine Novellensammlung *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* nie geschrieben – und die auf Boccaccio zurückreichende, im 19. Jahrhundert so immens produktive Novellenform hätte, in dieser Form jedenfalls, ihre Impulse nicht entfalten können. Mehr noch beflügelten die politischen Friktionen am Rhein die Phantasie und den Sammlerfleiß zweier begeisterungsfähiger Jungdichtern der romantischen Generation, nämlich das Freundespaar Clemens Brentano und Achim von Arnim; ihre Rhein-Reise vom Sommer 1802 schuf den Anlass und Grundstein der in den folgenden Jahren zusammengetragenen Liedersammlung *Des Knaben Wunderhorn*. Ihre Erneuerung der Literatur aus dem Geist der Volkspoesie ist getragen von einem nationalpolitisch aufgeladenen Programm – geht es doch darum, an einem kulturell umkämpften Schauplatz spezifisch deutsche Traditionslinien herauszuarbeiten. In einem Brief an Arnim klagt Brentano 1805 über die Folgen der französischen Besatzung:

„Aber da fällt mir Etwas schreckliches ein, stelle dir vor, die Franzosen verkaufen die alten Schlösser am Rhein um ein Lausegeld, Krämer kaufen sie und lassen sie als Baumaterialien abrechen, das ist unsre Zeit [...]. Wenn du den Sommer hier bist, wollen wir den Rhein wiedersehn, und die alten Schlösser beweinen und Besingen, wie könnte eine epische Elegie schöner Gedichtet werden.“⁷

Die mythenbildende Kraft des Rheintals wird zu Beginn des 19. Jahrhunderts voller Enthusiasmus ans Licht gehoben. Zur selben Zeit, als sich Wasserbaukunst und Landschaftstechnik der sogenannten Korrektur des Flusslaufs annehmen, um wenig später den Rhein zur wichtigsten Wasserstraße der europäischen Binnen-Dampfschiffahrt auszubauen, wird das ästhetische Potential des Stromes von Literaten und Philologen entdeckt. Das zeigt, dass um 1800 in der Tat wichtige Dinge im Werden sind. Der Karlsruher Wasserbauingenieur Johann Gottfried Tulla führt den kanalisiert Geradauslauf am Oberrhein herbei, und mit Friedrich Heinrich Von der Hagens neudeutscher Edition des Nibelungenliedes beginnt das Universitäts-Fach Germanistik. Während die Ingenieure das Flussbett bearbeiten, bergen Philologen und phan-

7 Clemens Brentano an Achim von Arnim, 15. Feb. 1805. Frankfurter Brentano Ausgabe. Bd. 17, hg. von Jürgen Behrens, Wolfgang Frühwald, Detlev Lüders. Stuttgart 1983, S. 398.

tasievolle Mythenschöpfer das imaginäre Rheingold, heben Brentano, von Arnim und andere die Lieder- und Sagenschätze des Mittelrheins. Auf beiden Wegen geht es darum, die dem Strom innewohnenden Kräfte nationalökonomisch und nationalkulturell nutzbar zu machen.

4. *Der rheinländische Hausfreund: Johann Peter Hebel*

Die Basler Innenstadt ist eine Johann-Peter-Hebel-Gedächtnislandschaft. Da ist am Petersplatz zuerst die bekannte Büste des Autors zu nennen. Man kommt an ihr, am manchmal etwas gestreng, meistens aber recht verständnisvoll auf das studentische Treiben hinausblickenden Kopf Hebels eigentlich kaum vorbei, wenn man in die Räume des Deutschen Seminars am Nadelberg gehen möchte; es befindet sich direkt neben dem Petersschulhaus, dessen Vorläufereinrichtung einst der Schüler Johann Peter Hebel besucht hat. Vom Schulhaus und dem Seminar am Engelhof sind es über das Hebeldenkmal dann auch nur wenige Schritte den Petersgraben hinab, und man steht vor den Mauer-Überresten der Predigerkirche, deren berühmte Totentanz-Fresken Johann Peter Hebel immer stark beeindruckt hatten. In einem seiner *Alemannischen Gedichte* nennt Hebel die Figur der Vergänglichkeit „so schuderig, wie der Tod im Basler Totentanz“. Noch zu Hebels Lebzeiten wurden die kostbaren Wandbilder leider ein Opfer der Basler Stadterneuerung. Erhalten aber hat sich vis-a-vis der Kirchenmauer Hebels Geburtshaus in der St. Johannis-Vorstadt, das eine Gedenktafel trägt und jetzt die Adresse Totentanz Nr. 2 hat, was wiederum einen bemerkenswerten Kommentar zum schräg am Berg sich breitmachenden Kantonsspital abgibt. Noch wichtiger aber ist, dass man am Hebelhaus vorbei die Treppenstufen hinunter zum Rhein gehen kann.

Zum Rhein, an dessen von menschlichen Geschäften aller Art belebtem Ufer sich auch der „Rheinländische Hausfreund“ gerne tummelte. Das nämlich war für den Kalendermann und Chronisten Hebel die ideale Methode, um herauszubekommen, was gerade los war. Indem der Rheinländische Hausfreund am Ufer des Stromes fleißig auf und ab geht, erfährt er so dieses und jenes; manchmal stellt er sich vor einem Haus auf die Zehenspitzen, um neugierig beim Fenster hineinzuschauen, öfter noch bleibt er bei einem Wirtshaus hängen, um sich zu stärken und dabei den Leuten zuzuhören. Ganz ähnlich macht es ja auch der reisende Fremdling in *Kannitvers-tan*, den es in die große und verwirrende Stadt Amsterdam verschlagen hat. Er hält sich an das, was er vom Tun und Treiben der Menschen auf der Straße beobachten kann, sieht ihre Freuden, aber auch ihre Trauer und befindet dann, dass es darin wohl seine menschliche Art hat wie in anderen Städten und Ländern eben auch, nach der die schönen und die schlimmen Ereignisse am Ende einander aufwiegen und dass man niemals einem fremden Glück neiden solle, was man auch an einem fremden Unglück nicht teilhaftig werden wolle.

Wenn Hebel seinen Kalenderlesern die Entdeckungen des großen Kopernikus über die Kreisbewegungen im Sonnensystem nahebringt, so gibt er ihnen selbst dabei noch ein menschliches Maß an die Hand. Einen gedachten roten Faden zum Beispiel, den man sich im Frühling von einem Kirschbaum oder Kruzifix auf dem Feld bis zur Sonne hoch geknüpft vorzustellen habe, und der sich dann einmal am Tag um die ganze Erde herumwickelt wie um ein Knäuel Wolle. Entlang dieses Fadens, so Hebel weiter, könne man vom Gasthaus zum Adler dann tapfer einmal um die Welt herumlaufen und auf Kopernikus die Probe machen: „das hat noch nie falliert“ ruft er seinen skeptischen Lesern noch zu, die, wie wir Erdenbewohner ja alle, durchaus nicht das Gefühl haben, auf einer mit tausend Stundenkilometern sich drehenden Kugel zu hocken. Hebel wirkt als ein philosophischer Aufklärer, der seinen Lesern zeigt, wie sie auch in einer sich beschleunigenden Welt die Orientierung behalten können.

„Wenn ihr auf einem sanft fahrenden Wagen, oder lieber in einem Schifflin auf dem Rhein fahrt, und ihr schließt die Augen zu, oder ihr schaut eurem Kameraden, der mit euch fährt, steif auf einen Rockknopf, so merkt ihr nichts davon, daß ihr weiterkommt. Wenn ihr aber umschaute nach den Gegenständen, welche nicht selber bei euch auf dem Gefährte sind, da kommt euch das Ferne immer näher, und das Nahe und Gegenwärtige verschwindet hinter eurem Rücken, und daran erkennt ihr erst, dass ihr vorwärts kommt, also auch die Erde.“⁸ Da spricht ein Kenner nicht nur der Natur, sondern auch der Geschichte; ein Chronist, der weiß, dass auch das menschliche Zeitgefühl zwei gegenteilige Seiten – oder auch Hebelkräfte – hat; manchmal nämlich glauben wir nur auf der Stelle zu treten und nichts geht voran, dann wieder reißt es uns rasend schnell weg von allem, an das wir gewohnt waren.

Als sich der Schulmann und Theologe bereiterklärte, den vom Karlsruher Gymnasium vertriebenen Badischen Landkalender erst beratend, dann in redaktioneller Alleinverantwortung für die Leser wieder attraktiver zu machen, brauchte es interessante Geschichten statt trockener Belehrungen – also setzte er hin und lieferte diese Geschichten. In einer Zeit, die in Deutschland mit dem Paukenschlag der Neugliederung eines jahrhundertlang tradierten Staatsgefüges begann, stand auf einmal die Balance zwischen Regionalkultur und Nationalsprache, und damit zwischen lebendiger Rede und kodifizierter Schrift, in akuter Form auf der Tagesordnung. Die Spannungen waren weniger deutlich in den kulturellen Zentren oder auf der Weimarer Kultur-Insel, unübersehbar hingegen an den friktionsträchtigen Überlappungslinien, Rändern und Grenzgebieten etwa des südwestdeutschen Flickens-

8 Johann Peter Hebel: Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes. Nachdruck der Ausgabe von 1811 sowie sämtliche Kalendergeschichten der Jahre 1808-1819. Hg. und mit Nachwort von Jan Knopf. Frankfurt/Main 1984, S. 24.

teppichs.⁹ Johann Peter Hebels *Rheinländischer Hausfreund* ließ sich inmitten der napoleonischen Wirren als gewitzte und aufschlussreiche Kartographie solcher sprachtektonischer Verwerfungen studieren.¹⁰ Längs der oberrheinischen Tiefebene hatte Hebel sein Leben lang Dialekte und Dialoge gesammelt, vom Urbanen ins Rurale transferiert und wieder retour; den Status eines Bewohners zweier Welten kannte er schon seit Kindertagen, als ihn die Mutter zu den Basler Bürgerhäusern mitnahm und unter den Bauern des Wiesentales aufwachsen ließ, beides im Wechsel der Jahreszeiten.¹¹ Dem kleinen Grenzverkehr von Kindesbeinen folgte später Hebels stilistische Gratwanderung einer Mündlichen im Schriftlichen: also »Mund-Art« im vollsten Sinne.

5. Grenzen und Narben. Die Folgen des Ersten Weltkriegs

Hier muss nun endlich von dem auch kulturell folgenreichen Einschnitt die Rede sein, den der Erste Weltkrieg im trinationalen Oberrheingebiet bewirkte. Betrachten wir einen Protagonisten des wiedererwachten chauvinistischen Denkens, das sich in den Dienst der Mobilmachung stellte: Rudolf Borchardt. Wie kaum ein anderer Schriftsteller hatte Borchardt seit seinem literarischen Hervortreten die öffentliche Rede gesucht und auch das eigentümliche, aber florierende Genre der Kriegsrede zu dem seinen gemacht. Als Kriegsfreiwilliger in Südbaden stationiert, hatte er im Oktober 1914 in Lörrach einen »Vaterländischen Abend« mit seiner ersten *Kriegsrede* bestritten (der Titel der Druckfassung stammt nicht von ihm). Es folgten, neben zahlreichen kleineren Ansprachen, drei große, fast zu monographischen Abhandlungen drängende Reden: *Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr* vom Dezember 1914, *Der*

9 Im Zuge der Etablierung des Rheinbundes konnten die kleinen markgräflichen Kernlande Baden-Baden und Baden-Durlach ihr Territorium zu einem beträchtlichen Flächenstaat erweitern. Neben säkularisierten Kirchengütern kamen vor allem die Kurpfalz und die vorderösterreichischen Gebiete um Freiburg hinzu, wodurch das größere Baden schwierigen konfessionellen und sozialen Spannungen ausgesetzt war. Hebels ökumenische Öffnung des Kalenders versteht sich in dieser Hinsicht als Beitrag zur Vermittlung und Integration.

10 Die Spannung von Mundart und Schriftsprache hat Hebel im Austausch mit Johann Heinrich Voß auch als Grundbedingung seines eigenen Schreibens reflektiert, indem er dessen plattdeutschen Homer als zeitgemäßen Adaptionversuch einer lebendigen Antike würdigt. „Denn platt sey wie das Ionisch-griechische eine Sprache des Lebens und Wirkens“, faßt Hebel Vossens Argument zusammen, „unsere klassische Schriftsprache, sey weil sie nirgends so gesprochen und getrieben werde bereits eine tote Sprache, in die man keinen Griechen oder Römer gut übersetzen könne.“ (Johann Peter Hebel an Friedrich Wilhelm Hitzig, 3.10.1804. J. P. H.: Briefe. Hrsg. von Wilhelm Zentner. Karlsruhe 1957, Bd. 1, S. 224f.)

11 Hebel selbst verwies häufig »auf die Bedeutung seiner Kindheit im südbadischen Wiesental bzw. in Basel für seinen künftigen Weg, er wußte von Wert seiner frühen Teilhabe an zwei Lebenskreisen« (Ludwig Fertig: Johann Peter Hebel der Schulfreund. Darmstadt 1991, S. 12). Über Hebels Leben informiert am bündigsten: Uli Däster (1973): Johann Peter Hebel in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek.

Krieg und die deutsche Verantwortung und schließlich, im Dezember 1916, die (ungedruckte, auch im Manuskript nicht erhaltene) Rede *Der Krieg und die deutsche Krisis*, bei der die Zensur das Wort *Krisis* durch *Entscheidung* ersetzte.

In ihrem Sachgehalt lassen sich Borchardts Ausführungen kaum auf eine politisch verbindliche Position festlegen. Immer wieder lassen seine vor allem in Südbaden gehaltenen Kriegsreden auf das Problem Bezug, dass hier, in dieser Region, die geistig-kulturelle Frontstellung offenbar weniger klar und kriegerisch befestigt war, als in anderen Winkeln des Deutschen Reiches. In Müllheim (Baden) etwa sprach Borchardt 1915 über das Thema *Der Deutsche an seinen Grenzen*. Mit dem *Genius loci* sympathisierend, adressierte er damals seine südbadischen Zuhörer als Bewohner des „Grenzwinkels“, „auf dem deutschen Eckstein“ sitzend zwischen Rhein und Donau, den „beiden uralten deutschen Sagenströmen«, an welchen »jedes deutsche kriegerische Geschehen für immer haften zu sollen scheint“.¹²

Es gilt Borchardt als wunderbares Zeichen, „wie auch dieser Weltkrieg an diesen beiden Stromläufen mit Brückenschlag und Brückenüberschreitung und Brückenabbrechen beginnen mußte“ – doch diese kulturelle Trennlinie muss Borchardt offenkundig selbst erst durch rhetorische Manöver konstituieren. „Frankreich ist von Deutschland seit ältesten Tagen durch Gebiete von strittiger Zuteilung und strittiger Volksart geschieden.“¹³ Die Kernzone des aktuellen Waffengangs, in der auch sein persönlicher „Einsatz“ stattfand, wird von Borchardt in eine Weitwinkel-Perspektive von säkularen Dimensionen entrückt. Frankreich und andere westliche Völker seien in ihrer atlantischen Randlage durch natürliche Grenzen „fest eingeschränkt“, da sie einstens bei den „vorgeschichtlichen Wanderungen“, von Asien kommend, „ausschritten bis der Fuß sie an unbefahrene Meere trug.“ Ganz anders als jene „Randvölker“ finden sich die Deutschen in einem Land, das weder klare Grenzmarken noch einen festen Mittelpunkt besitzt. „Der Deutsche, in diesem Westen jedenfalls, hat keine Grenzen.“ Damit ist viel gesagt – und nichts Konkretes ausgesprochen. Denn „alle diese Fragen und Antworten“, so ward den badischen Hörern am deutschen Eckstein und nahe dem verlustreichsten Frontverlaufs beschieden, „sind müßig vor dem mächtigen umgestaltenden Ereignisse dieses zerstörenden und schaffenden Krieges, in dessen umbildenden Händen die deutschen Grenzen liegen“.¹⁴

Ein ganz anderer Zugang zu dieser historischen Phase des Ersten Weltkriegs bietet sich, wenn wir uns im literarischen Rückblick auf diese Zeit hinbewegen, wie dies die großen Zeitromane des Weimarer Jahrzehnts und unter ihnen vor allem Hermann Brochs

12 Rudolf Borchardt: *Der Deutsche an seinen Grenzen*. Gesammelte Werke in Einzelbänden, hg. von Marie Louise Borchard, Gerhard Schuster et al.. Prosa V. Stuttgart 1979, S. 265-283, hier S. 268f.; das folgende Zitat ebd.

13 Borchardt: *Der Deutsche an seinen Grenzen*, S. 270; das folgende Zitat S. 271.

14 Borchardt: *Der Deutsche an seinen Grenzen*, S. 283.

Schlafwandler-Trilogie unternehmen. Brochs *Schlafwandler* entfalten eine dreiteilige Bestandsaufnahme der letzten drei Jahrzehnte des Deutschen Reichs; die Roman-Trilogie legt dem Zeitalter historische Querschnitte an, die im Abstand von 15 Jahren angesetzt sind, beginnend im Jahr 1888 und dann im Schlussteil in den November 1918 führend, zum militärischen Debakel und über dieses hinaus in die Erscheinungen gesellschaftlicher Auflösung und Umgestaltung. Zugleich beschreibt die Trilogie implizit einen geographischen Zug nach Westen und Süden, indem nämlich der Schauplatz von der zunächst im Zentrum stehenden preußischen Hauptstadt im zweiten Teil dann überwechselt nach Köln, sodann weiter ins französische Grenzgebiet, wo der dritte Teil spielt, verbunden mit einem kurzen Seitenstrang, der nach Badenweiler führt, während die kompositorische Logik des gesamten dreiteiligen Romans, ihr insgeheimmes Kraftzentrum in Colmar hat – genauer: Brochs Vorbild ist das Triptychon des Isenheimer Altars von Mathias Grünewald, das der Autor während seiner Ausbildung zum Textilingenieur in den Jahren 1906/07 kennenlernte.

Dass der Grünewald-Altar gerade in den epochalen Krisenerfahrungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre zu einem künstlerischen und geistigen Bezugspunkt ersten Ranges werden konnte und von der „expressionistischen Generation neu entdeckt“ wurde,¹⁵ ist nicht verwunderlich. So sind denn auch die expliziten Anspielungen auf Grünewald in den *Schlafwandlern* kaum zu übersehen; doch entscheidend ist nicht die Übernahme und Abwandlung einzelner Motive, sondern die Frage nach der Bedeutung von Grünewalds Altarbild für die Werkstruktur der *Schlafwandler*.¹⁶ Da gibt es eine Fülle von sprechenden Indizien wie etwa den Namen der Hauptfigur des dritten Teils, „Huguenau“, einer Abwandlung der französischen Ortsbezeichnung für Hagenau, das wiederum an den Künstler Hagenauer erinnert, Grünewalds Vorgänger bei der Gestaltung des Isenheimer Altars. Von jenem Hagenauer stammt noch der geschnitzte Mittelteil des Antonius-Altars, dessen Seitenflügel dann von Grünewald gemalt wurden. Grünewald gestaltete zwei weitere Triptychen des Wandelaltars, deren eines die Geburt Jesu in den Mittelpunkt rückt, flankiert von den Szenen der Verkündigung und der Auferstehung, während das andere in seinem Hauptteil die Szene der Kreuzigung darstellt. Besonders eindrucksvoll ist die im rechten Seitenflügel des Geburts-Triptychons entworfene Szene der Auferstehung, in der die entrückte Gestalt Jesu, vor leuchtendem Hintergrund eines orange flammenden Sonnenballs, bereits die schwebende Positur des Himmelfahrtsgeschehens einnimmt. Gerade dieses berühmte Christusbild der Auferstehung wird von Broch in unmißverständlicher Direktheit, freilich mit kleinen Abwandlungen, im „Huguenau“-Teil der Trilogie ausführlich zitiert. Als Huguenau noch im Frühjahr 1918 an der Westfront eingesetzt wird, erweckt der „feuerwerkartige Himmel“ des Gefechtssturmes in ihm die

15 Paul Michael Lützeler (2001): Kulturbruch und Glaubenskrise. Brochs *Schlafwandler* und Grünewalds Isenheimer Altar. Tübingen, Basel.

16 Dies hat Lützeler in seiner Monographie (Anm. 18) erstmals systematisch herausgearbeitet.

Erinnerung an den Auferstandenen in der Version Grünewalds, den „in einer Orange-
wolke gen Himmel auffliegenden Herrn mit erhobener Hand“.¹⁷

Der Krieg evoziert nicht etwa Geschehnisse und Szenen aus dem Bildervorrat der
Passionsgeschichte, sondern er lässt – kontrafaktisch, aber ästhetisch plausibel –
ausgerechnet das Heilsversprechen der Auferstehungsgeschichte lebendig werden.
Teils wird dessen Bildlichkeit in schroffer Fügung unmittelbar neben die grauenvolle
Wirklichkeit des Grabenkrieges gestellt, wie in dem parallel zur Haupthandlung ent-
falteten Schicksal des Landwehrmannes Gödicke, der per Zufall aus einem „verschüt-
teten Graben herausgebuddelt“ wurde und, wie es in Anspielung auf den orangeroten
Feuerball der Grünewaldschen Gnadensonne heißt, „die besonnte Welt aufs neue
sehen sollte“.¹⁸ – Noch eine Reihe weiterer literarischer Verarbeitungen der Kriegs-
jahre wären im räumlichen Bezug auf Nahtstelle europäischer Politik zu nennen, so
Alfred Döblins Erfahrungen als Lazarettarzt in Straßburg, die er dann seinem histori-
schen *Wallenstein*-Roman anvertraute, insbesondere die Beschreibung von Verwun-
deten und von Kriegsneurotikern. Später fanden Döblins Erfahrungen dann Eingang
in dem vierbändigen Roman *November 1918*.

Am Ende dieses knappen Parcours nun abschließend noch kurz zu der Frage, wie all
dieses reiche literaturgeschichtliche Erbe denn nun darzustellen sei. Eine mögliche
Antwort ergibt sich im Sinne der von Karl Schlögel ausgemachten neuen Formen einer
räumlichen Geschichtsschreibung. Was zu leisten wäre, als trinationales Unternehmen
am besten, ist eine Art Atlas der Literaturgeschichte am Oberrhein, ein Atlas, der zur
Literatur führt, indem er uns zu ihren Schreiborten und Schauplätzen hinlenkt.

17 Hermann Broch: *Die Schlafwandler. Eine Romantrilogie. Kommentierte Werkausgabe*, hg. von
Paul Michael Lützeler. Bd. 1. Frankfurt/Main 1974, S. 387.

18 Broch: *Die Schlafwandler*, S. 393.



Christian J. Haefliger

Verkehrsraum Oberrhein

Das Thema Verkehr war für mich immer Beruf und Politik. So war mir als ehemaligem Geschäftsführer der Regio Basiliensis allein schon mein Lieblings- und Sorgenkind Regio-S-Bahn ein veritabler trinationaler Schwerpunkt. Man darf es ja in so einem Zusammenhang wieder in Erinnerung rufen, dass, bevor die offiziellen und öffentlichen Instanzen sich dieses Kindes bemächtigt, oder besser: es richtigerweise 1986 übernommen haben, es erst einmal gezeugt und aufgepäppelt werden musste, wenn auch nicht unbedingt – um im Bild zu bleiben – unter sehr „bürgerlichen Verhältnissen“. Das Kind wurde im Gegenteil verlacht, als 1970 die Idee der Regio-S-Bahn verkündet wurde. Nachhelfen konnte ich dann als ehemaliger Großrat des Baselstädtischen Kantonparlaments in meiner nicht ganz zufälligen Funktion als Präsident der Gesamtverkehrskommission. Dazu gegen Schluss mehr.

Also: So können wir doch mal thematisch eintreten und den Dreiländer-Raum aus Verkehrssicht betrachten. Und da sehen wir als erstes eine Vogelschau (vgl. Abb. S. 66)

Wir schauen von Basel aus Richtung Norden. Zunächst sehen wir einen Naturraum, die nationalen Grenzen sind nicht sichtbar. Und hinter uns, im Süden, liegt der Jura. Dahinter, hinter dem Jura, die übrige Schweiz, vor uns aber die Oberrheinische Tiefebene. Und so können wir sagen: Wir Basler und Nordwestschweizer sind eigentlich Teil der Oberrhein-Region – mit dem Jura im Rücken – und so gehören wir viel eindeutiger zu Europa als die übrigen Schweizer.

Auf den zweiten Blick erkennen wir die vier Städte der RegioTriRhena: im Süden Basel, im Westen Mulhouse und Colmar, und östlich davon Freiburg. Diese vier Städte und die feinen Verkehrslinien zwischen ihnen umschreiben den Raum unserer klassischen Regio, mit welcher die Idee der Kooperation in den sechziger Jahren begann. Dieser Raum umfasst über 2 Millionen Menschen.

Und so liegt es nahe zu fragen, ob Verkehr eine konstituierende Funktion für einen solchen Raum hat. Doch zunächst stellen wir die Frage: Was ist eigentlich Verkehr, was im Französischen trafic, aber auch déplacement heißt?



Zunächst ist Verkehr Voraussetzung für und Folge von Mobilität. Es geht um Transport (auch französisch: transport) von Menschen und Gütern zu Land, Wasser und Luft, was die jeweilige Infrastruktur nach sich zieht, die wiederum den Verkehr bedingt. Es geht aber auch um Verbindungen von A nach B. Im Französischen nennt man dies: communications. Und da haben wir's: Verbindung ist Kommunikation, also ist auch Verkehr eine Form der Kommunikation.

Damit komme ich nun zum nächsten Bild (vgl. Abb. unten). Das ist die so genannte Babuschka der ineinander geschachtelten Raumschaften innerhalb des Grossraums Oberrhein. Mit dem „Babuschka-Prinzip“, d.h. mit dem Bild der russischen Puppen ist gemeint, was andernorts etwas abstrakter als variable Geometrie gilt.

So schauen wir hier auf die ganze EuroRegion Oberrhein mit Einschluss der Städte Strasbourg und Karlsruhe, während wir vorhin in der Vogelschau nur die hellgrüne südliche Hälfte der RegioTriRhena im Visier hatten. Jetzt sehen wir in Lila die größte russische Puppe mit ihren 5,7 Millionen Einwohnern. Auch hierbei sind die Grenzen nicht sichtbar. Im Gegenteil: Es ist dies eine Darstellung der verschiedenen Kooperationsräume, die sich seit 1975 als Felder der nationalstaatlich institutionalisierten Kooperation zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz herauskristallisiert haben.

DIE KOOPERATIONSFELDER

1 EURODISTRICT BASEL

- Verein **Trinationaler Eurodistrict Basel (TEB)** mit **Districtsrat**
- **INFOBEST Palmrain**, Informations- und Beratungsstelle für grenzüberschreitende Fragen

2 REGIOTRIRHENA (Seite 11)

- **RegioTriRhena-Rat** mit Gebietskörperschaften, Städten, Kommunen und kommunalen Zusammenschlüssen, Wirtschaftsverbänden, Hochschulen und Vereinen am südlichen Oberrhein

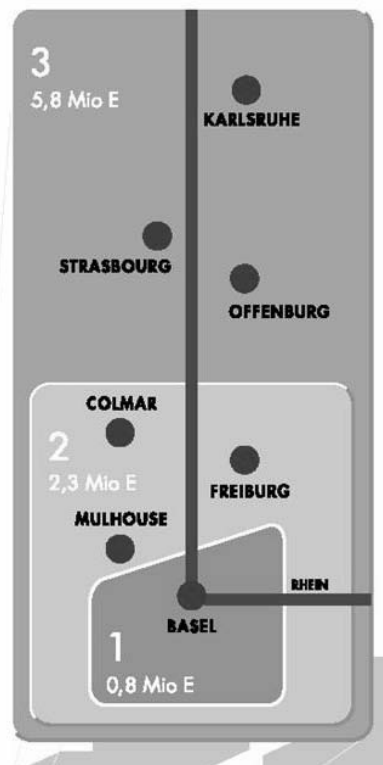
3 OBERRHEIN

- **Oberrheinkonferenz (ORK)** mit regionalstaatlichen Regierungsvertretern
- **Oberrheinrat (ORR)** mit regionalstaatlichen Abgeordneten und «élus»
- **INTERREG-Programme** zur Förderung der grenzüberschreitend-nachbarschaftlichen Zusammenarbeit (A)
- **EURES-T-Programm** zur Förderung des grenzüberschreitenden Arbeitsmarktes
- **Dreiländerkongresse** im Rhythmus von zwei Jahren zu einem oberrheinischen Schwerpunkt-Thema

jeweils mit Vertretern der Kantone Basel-Stadt, Basel-Landschaft, Aargau, Jura und Solothurn, der Bundesländer Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz, des französischen Staates und der elsässischen Gebietskörperschaften sowie der Wirtschafts- und Sozialpartner und weiterer Interessengruppen.

4 EUROPA

- **INTERREG-Programme** für europaweite transnationale Zusammenarbeit (B) sowie Kooperation zwischen nicht-benachbarten Regionen (C)
- **Arbeitsgemeinschaft Europäischer Grenzregionen (AGEG)**



Wenn wir die Darstellung anschauen, dann können wir auch von einem Mehr-Ebenen-Netzwerk sprechen. Ein bildhafter Ausdruck, weil es mehrere Ebenen in einem gesamten Raum sind. Das Netzwerk braucht schon deshalb verschiedene Ebenen, weil in der Kooperationspraxis unterschiedliche Akteure und Kompetenzen im Spiel sind: Kommunale Zusammenarbeit hat kleinere Perimeter als regionalstaatliche oder gar nationalstaatliche Zusammenarbeit.

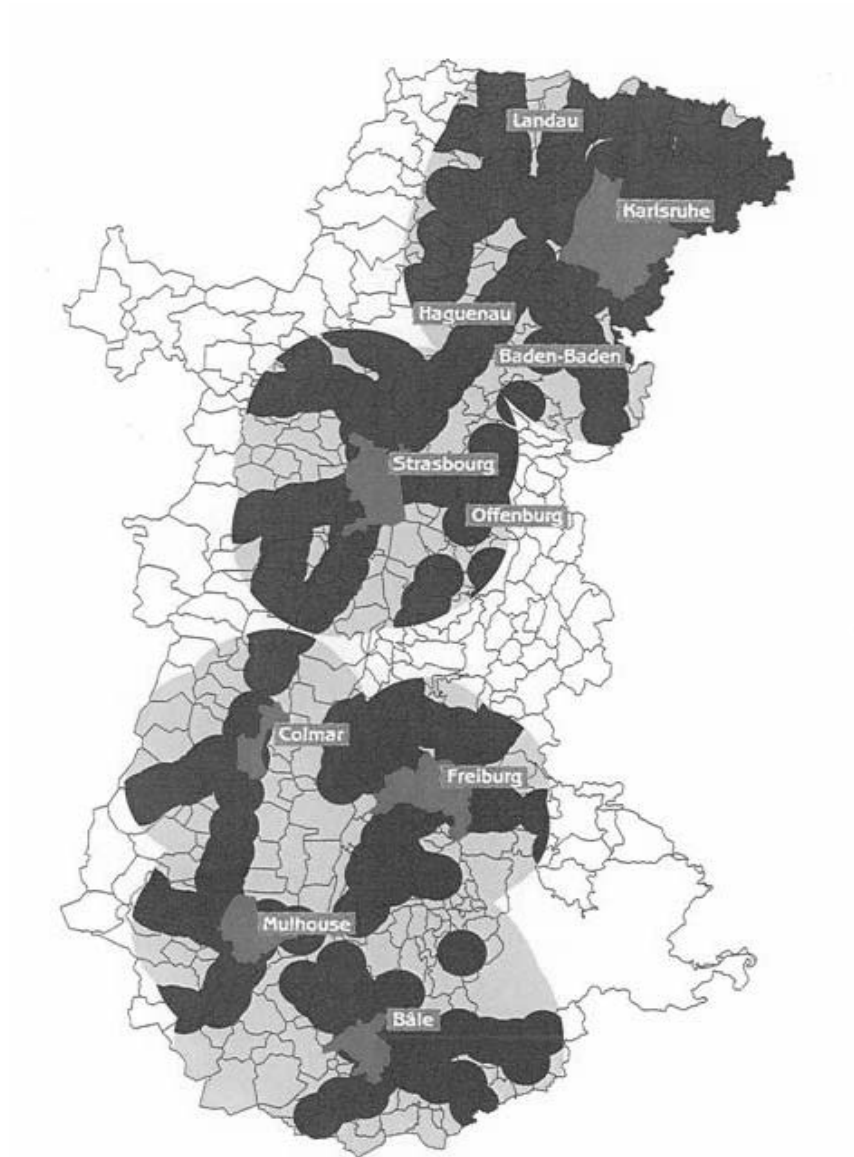
Kommen wir zur kleinsten Puppe, die sich dort konstituiert, wo alle drei Länder aneinander grenzen. Sie hat heute eine andere Form als (gemäß unserem Bild) noch vor wenigen Jahren. Wir haben dies heute schon von Eric Jakob gehört: die TAB (Trinationale Agglomeration Basel) wurde im Januar 2007 zum Trinationalen Eurodistrict Basel (TEB) erweitert, was andererseits die ursprünglich angedachte Regio-TriRhena schwächen wird, haben doch auch Freiburg, Mulhouse und Colmar einen Eurodistrict vereinbart, mithin eine Zweiteilung der hellgrünen Fläche auf unserem Bild. Was hier der Einfachheit halber nicht dargestellt ist, ist die Regio Pamina im Raum Karlsruhe-Südpfalz und der Eurodistrict Strasbourg-Kehl.

Der variablen Geometrie der Kooperationsräume können auch Hierarchien der Erschließung im Personenverkehr zugeordnet werden. Welche Ebene kümmert sich um welches Angebot, lautet dann die Frage. Die Systematik ist klar:

- In der ganzen EuroRegion Oberrhein ist es der Fernverkehr
- In der RegioTriRhena (auch in der Regio Pamina) ist es der Regionalverkehr
- Im Eurodistrict Basel (oder „Metrobasel“) ist es der Nahverkehr

Schauen wir uns eine weitere Darstellung der ganzen Oberrheinregion an (vgl. Abb. S. 69): Hier ist sozusagen der Blick des Raumordners eingeschaltet: Deutlich sehen wir rot die sechs urbanen Zentren von Karlsruhe bis Basel. Erst auf den zweiten Blick sehen wir dann eine ganz interessante Aussage über die Verkehrserschließung der Stadtumgebungsgebiete, nämlich blaue Flächen *mit* Schienenverkehr und ockerfarbene Flächen *ohne* Schienenverkehr. Beispiel Basel: Das westliche Umland im Sundgau ist durch keine Schiene erschlossen und wir wissen, dort ist Stagnation in der Entwicklung.

Wir können den Umkehrschluss machen. Die Darstellung ist wie ein Röntgenbild, das uns die intensivsten Verkehrsverbindungszonen zeigt, dort wo eben auch die Schiene mitspielt, und damit Verkehr als wesentliches konstituierendes Element des Lebensraumes nachweist.



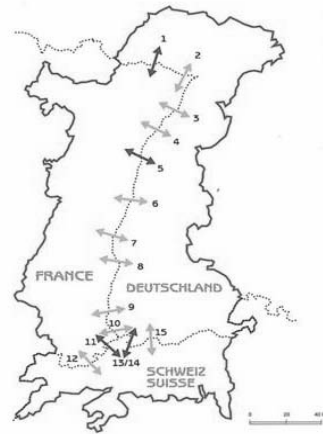
Le bilan des déplacements en 1998 Bilanz der Verkehrsbeziehungen 1998

Tableau n° 2: passages transfrontaliers 1998
Tabelle 2: Grenzübertritte 1998

N° Nr.	Localisation Ortschaft	Véhicules par jour Fahrzeuge pro Tag	Usagers TC par jour Fahrgäste im öff. Nahverkehr pro Tag
1	Wissembourg	9840	280
2	Lauterbourg	6710	
3	Beinheim	15580	
4	Gambshheim	6250	
5	Strasbourg	27680	1650
6	Gerstheim	2470	
7	Marckolsheim	2680	
8	Breisach	10000	
9	Chalampé	14970	
10	Huningue	16850	
11	Saint Louis	30250	5500
12	Rodersdorf	10940	
13	Weil am Rhein	41520	12000
14	Riehen	55160	
15	Rheinfeiden	9260	2100

● Données établies d'après des comptages effectués en 1998.
● Erstellt gemäß den in 1998 durchgeführten Verkehrszählungen.

Carte n° 2: passages transfrontaliers 1998
Karte 2: Grenzübergänge 1998



Légende / Erläuterung
 ↔ passage routier / Straßenübergang
 ↔ passage routier + TC / Straßenübergang und ÖPNV

● Données établies d'après des comptages effectués en 1998.
● Erstellt gemäß den in 1998 durchgeführten Verkehrszählungen.

Wir kommen zur Karte der Grenzübergänge (vgl. Abb. oben). Sie sehen wieder die ganze EuroRegion, aber dieses Mal mit den nationalen Grenzen. Hier sind die nationalen Grenzen das wichtigste Element der Darstellung, weil es darum geht, wie die Grenzen durch Verkehrseinrichtungen überbrückt werden. Da sieht doch jetzt sehr schön, wie quasi eine Reihe von Heftpflastern über die Narben der Geschichte angebracht scheint, damit diese Narben dank Überbrückung verheilen können.

Weniger pathetisch, aber umso interessanter ist es, zu schauen, was in diesem Grenzraum verkehrlich passiert: Wo kursieren die Menschen und Güter am meisten? Wo sind die intensiveren oder weniger intensiven Bewegungen?

Die Liste der Grenzübergänge mit der jeweiligen Motorfahrzeug-Anzahl pro Tag offenbart ein erstaunliches Resultat: Die Verkehrsbeziehungen über die Grenzen sind hier im Süden am Dreiländereck viel intensiver als im Norden! Schauen Sie auf die Rangliste: Einsame Spitzenreiter sind die Übergänge Weil am Rhein und Riehen nach Basel mit insgesamt rund 75'000 Fahrzeugen pro Tag, dann Saint-Louis nach Basel

mit rund 30'000 und erst an dritter Stelle der Übergang von Deutschland nach Strasbourg mit rund 28'000. Danach kommt schon wieder im Süden der badisch-elsässische Übergang Palmrain mit rund 17'000 Fahrzeugen.

Wie sieht es dann beim öffentlichen Verkehr aus? Da sehen wir, dass von Kehl nach Strasbourg 1'600 Fahrgäste pro Tag gezählt wurden. Aber aus dem Raum Lörrach/Weil nach Basel sind es 12'000 Fahrgäste pro Tag. Das sind überhaupt keine vergleichbaren Zahlen mehr.

Ich bin noch heute erstaunt über diese krassen Unterschiede. Wie alle, die verkehrspolitisch tätig sind oder waren. Fazit: Am Oberrhein ist der grenzüberschreitende Verkehr über die EU-Außengrenzen (sprich Schweiz) viel intensiver als über die EU-internen Binnengrenzen.

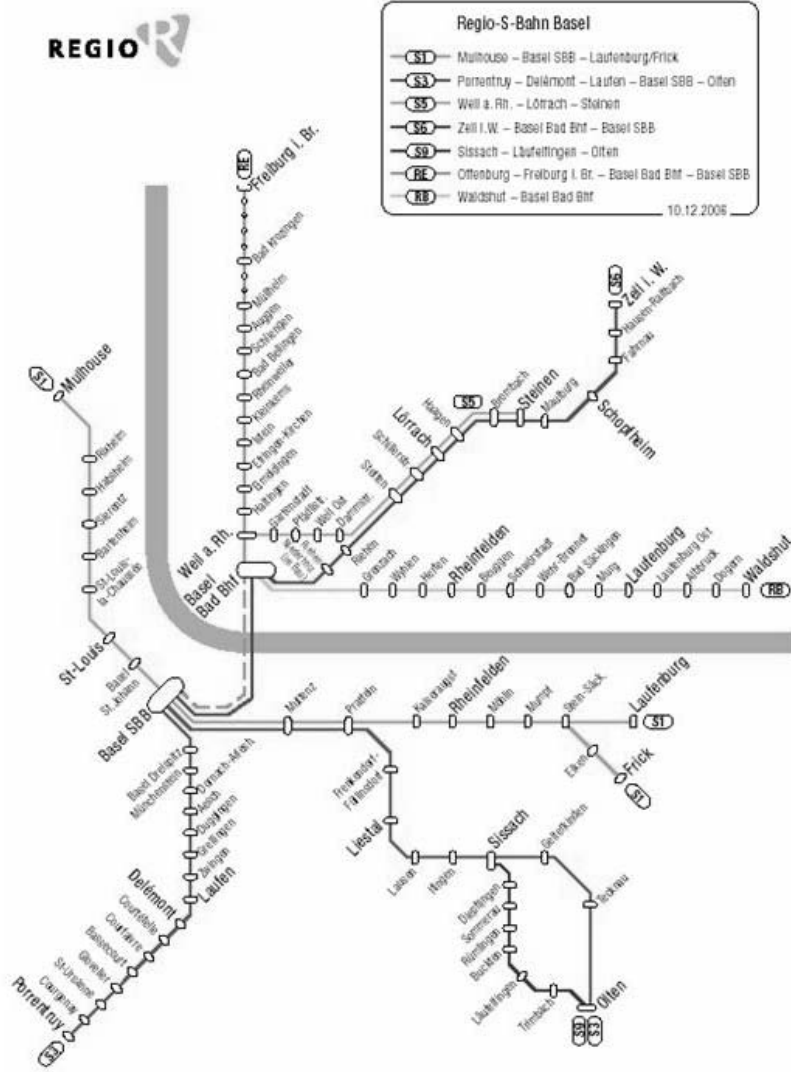
Wir kommen zum Liniennetz der Regio-S-Bahn (vgl. Abb. S. 72): Das ist nicht nur seit Jahrzehnten unser ehrgeizigstes europäische Pilotprojekt am Oberrhein, sondern im Rahmen dieser Tagung sozusagen Beispiel eines Tummelfelds für Kommunikation in ihrer doppelten Bedeutung.

Die S-Bahn ist vordergründig betrachtet ein Massenverkehrsmittel, das starke Verbindungen herstellt, wie man es ja auch aus anderen urbanen Räumen weiß. Es vernetzt aber unsere Region grenzüberschreitend und bietet zudem den Menschen mit Fahrzeugen und Stationen manchmal aufregende Orte der Begegnung. So können neue Bindungen entstehen. Das gehört zum kommunikativen Flair des Massenverkehrsmittels.

Die S-Bahn ist hintergründig und historisch betrachtet ein Pilotprojekt, mit dem wir nicht nur einen Alltagsbeitrag zur grenzüberschreitenden regionalen Identität in die Wege geleitet haben. Nein, wir haben uns damit auch unter den „Zwang“ zur Kommunikation zwischen unterschiedlichen nationalstaatlichen Kulturen und unterschiedlichen politischen Strukturen begeben! Denn ursprünglich stand man dem Projekt – wie eingangs angedeutet – angesichts der grenzüberschreitenden Hürden in technischer und politischer Hinsicht, abweisend gegenüber.

Hürden? Ja, beispielsweise die drei national geprägten Mentalitäten für ein gemeinsames Projekt mit zwei verschiedenen Stromspannungen. Oder die Frage: Wie kreieren wir eine trinationale S-Bahn zwischen Zentralisten und Föderalisten bei den Auftraggebern?

Hier musste so etwas wie die „Lebendigkeit der Bemühungen“ einsetzen, denn die „realistischen Pragmatiker“ unter den zuständigen Partnern winkten ab, fanden immer neue Gründe, warum das Projekt scheitern müsse. Es waren also vielmehr „optimistische Realisten“ zu finden und die gab es auch. Beispielsweise früh schon in der Generaldirektion SBB in Bern und in der DB-Direktion Karlsruhe. Später dann – als weitere Beispiele – an der Spitze der Region Elsass und in der Regierung des Kantons Aargau.



* * *

Der Bilderbogen hat uns gezeigt: Verkehr *ist* Kommunikation, insofern er den Raum durch Verbindungen erschließt.

Verkehrswege *konstituieren* und *definieren* Lebensräume; vor allem aber *ermöglichen* Verkehrswege über die Grenzen ein Zusammenwachsen von Regionen, die wir gerne als Europa von unten begreifen. Vergessen Sie nicht: Vor 60 Jahren haben sich hier am Oberrhein noch Todfeinde die Köpfe eingeschlagen. Heute kommunizieren wir in Frieden, aber es braucht vielleicht (gemäß Martin Graff vorhin) noch den „seelischen Faden“... Steigen Sie ein, die Grenzlandreise lohnt sich!



Rita Schneider-Sliwa

Architexturen zukunftsfähiger Metropolitanregionen am Südlichen Oberrhein

1. Einleitung

In einem „Europa der Regionen“ bieten bewegliche Grenzen, institutionelle Verflechtungen und jahrzehntelange Vorarbeit für eine grenzüberschreitende Zusammenarbeit heute mehr als je zuvor Möglichkeiten zur Neugestaltung der Kommunikation und Planung von grenzübergreifenden Metropolitanregionen. Bei der Suche nach neuen Modellen für zukunfts- und wettbewerbsfähige Stadtregionen stellen sich jedoch die Fragen, was man bereits über Organisationsformen für Metropolitanregionen weiß und was man von *best practice*-Fällen lernen kann, inwiefern Entwicklungsprozesse für zukunftsfähige Regionen gestaltet werden können und welche institutionellen Rahmenbedingungen dazu benötigt werden.

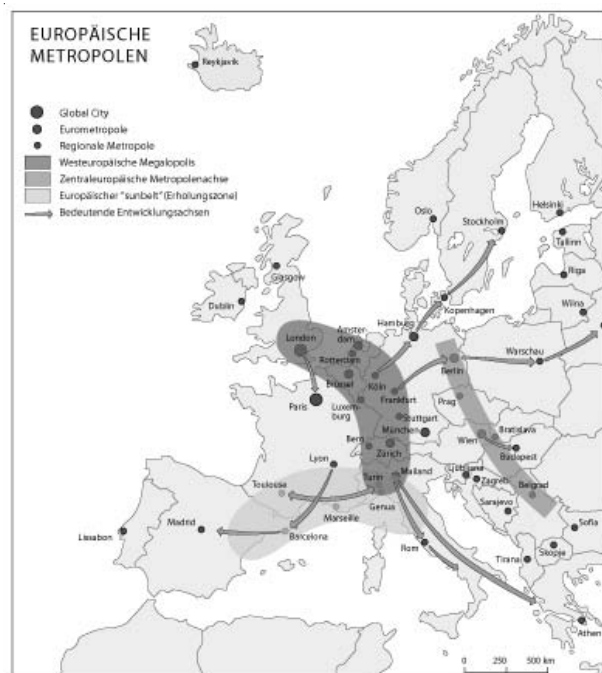
Dieser Beitrag beleuchtet gegenwärtig praktizierte, unterschiedliche institutionelle Ansätze für die Entwicklung von Metropolitanregionen in den beiden Großräumen Strasbourg und Basel. Ziel ist es, mit Blick auf verschiedene Organisationsmodelle, Regionalmanagementstrukturen und Rechtsformen Denkanstöße für eine verbindliche Stadtentwicklungspolitik der grenzüberschreitenden Metropolitanregion Basel zu geben. Hinterfragt wird dabei, ob das Gefäß des Eurodistrikts Basel allein ausreicht, um eine grenzüberschreitende Metropolitanregion zukunftsfähig zu machen. Der Modellfall Strasbourg-Ortenau zeigt, welche Struktur eine funktionsfähige grenzüberschreitende Metropolitanregion „vor der Haustür“ Basels kennzeichnet.

2. Herausforderungen für die Entwicklung von Metropolitanregionen am Südlichen Oberrhein

Politische Herausforderungen. Politische Grenzen bleiben auch im „Europa der Regionen“ noch Trennlinien unterschiedlicher rechtlicher Normen, Planungskulturen, Lebensansprüche und -standards der Bevölkerung. Für die Entwicklung wirtschaftsstarker Stadtregionen stellen Staats-, Kantons- und Gemeindegrenzen daher immer noch Herausforderungen dar. Es bedarf der besonderen grenzüberschreitenden Planungs- und Raumordnungspolitik mit Verständnis für gewachsene kulturelle Strukturen. Erforderlich ist aber auch der Mut für neue Optionen: Seit über vierzig Jahren wurden für grenzüberschreitende Entwicklungen am Oberrhein Institutionen und Gremien in den

drei Anrainerstaaten erarbeitet (vgl. hierzu Speiser 1993; http://www.regbas.ch/d_meilensteine.cfm; www.regiotrivena.org/dn_verein_regiotrivena/), und nach wie vor werden in jeder Dekade weitere Gremien und Einrichtungen eingesetzt. Aus wissenschaftlicher Sicht können die vielen Bemühungen und die in jeder Dekade erreichten institutionellen Formen der Zusammenarbeit als Akkumulation von Paradigmen zur Frage der optimalen Metropolitanplanung an internationalen Grenzen verstanden werden. Sie reflektieren den jeweiligen *state-of-the-art* des Wissens und der Kompetenzen und werden daher zu Recht immer wieder studiert (Minghi 1977; Gallusser 1994; Newman u. Paasi 1998; Eder u. Sandtner 2000; Schneider-Sliwa 2003; Fichtner 2006; Gschwind 2003). Die Suche nach geeigneten Formen der grenzüberschreitenden Kooperation ist auch am Südlichen Oberrhein noch keineswegs abgeschlossen. Selbst die neuen Eurodistrikte sind nur weitere, sicherlich aber nicht die letzten Modelle für die Organisation grenzübergreifender Kooperation.

Wirtschaftsstandort Südlicher Oberrhein. *Der Wirtschaftsraum Südlicher Oberrhein ist ein Wirtschaftsstandort mit hervorragendem Potential:*

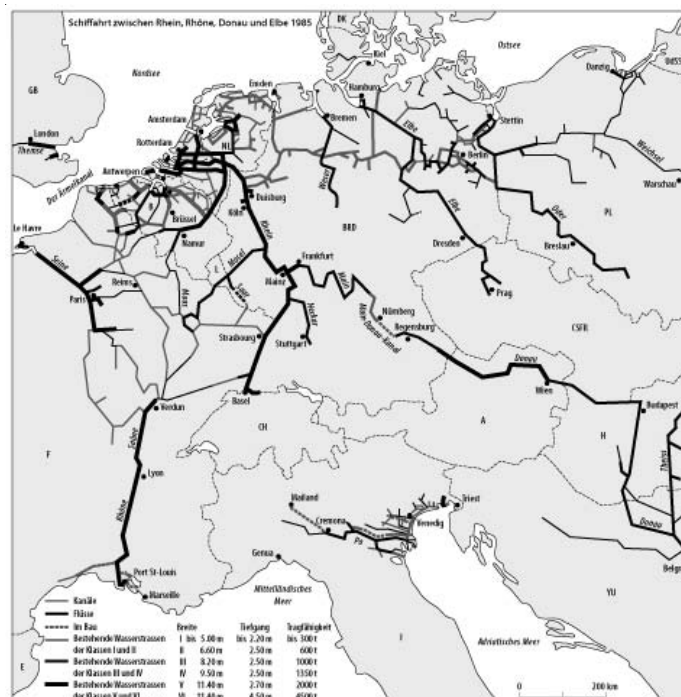


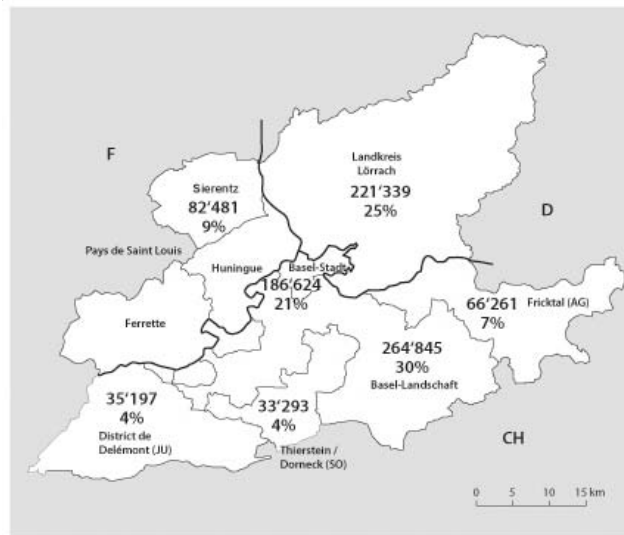
Die Lage des wichtigsten Wirtschaftsraums Europas

Quelle: Kayler & Suter 2004, 32 (leicht verändert)

700 Mio. Menschen sind in einem gemeinsamen europäischen Markt in West- und Osteuropa innerhalb kürzester Distanz zu erreichen. Die räumliche Nähe zu mehreren europäischen Märkten – den kaufkräftigen westeuropäischen sowie den osteuropäischen mit Kaufkraftzuwachs und großem Nachholbedürfnis – ist günstig für Geschäftsbeziehungen (Wirtschaftskammer Baselland 2004). Der Südliche Oberrhein ist sowohl kontinentale als auch interkontinentale Plattform für einen Frachtverkehr, der an vier Weltmeere angebunden ist.

Dank Hochgeschwindigkeitszügen, Billigfliegern und des schnellen Straßentransports befindet sich fast der gesamte europäische Wirtschaftsraum im Einzugs- oder Ergänzungsgebiet von Standorten am Südlichen Oberrhein. Der Südliche Oberrheinraum hat eine ausgewogene urbane Struktur mit den Metropolitanregionen Basel, Strasbourg und Karlsruhe mit je rund einer Mio. Menschen.





Somit bietet er eine fast flächendeckende Industrie- und Dienstleistungsstruktur, Potential für Gewerbeansiedlungen und Unternehmensgründungen sowie beträchtliche Grundstücksreserven im deutschen und französischen Teil. Als internationaler Investorenraum zieht insbesondere das Elsass als Teil des BioValley Investoren aus dem Bereich der Molekularbiologie, der Genetik und der supramolekularen Forschung sowie der Neurowissenschaften an (www.alsace-biovalley.com; www.biovalley.com; www.alsace.cnrs.fr; www.inserm.fr/fr/home.html). Im Raum Karlsruhe sind Hochtechnologie und Wissensentwicklung ebenfalls Motoren der Wirtschaft. Auch die Region Basel sucht ihre Life Science Cluster von internationalem Renommee auszubauen. Der Südliche Oberrheinraum verfügt also über besonders gute Voraussetzungen als Wirtschaftsstandort.

Wirtschaftliche Herausforderungen für die Metropolitanregion Basel. Dennoch scheinen insbesondere in der Region Basel nicht alle Potentiale ausgeschöpft zu werden. Die Frage nach der Rolle der Gemeinwesen in Bezug auf Organisation und Management von Metropolitanregionen als Standorten der Wirtschaftsentwicklung wird hierzulande dringlicher. Am Oberrhein gibt es zwar eine langjährige grenzüberschreitende Zusammenarbeit, doch wird gerade in der Region Basel von politischer und administrativer Seite beklagt, dass Eigensinn und Ineffizienzen auf Schweizer Seite regieren würden (Basler Zeitung v. 3. 1. 2008, S. 19). Sich nur auf eine geographische Standortgunst verlassen zu wollen, wäre angesichts des Wettbewerbs der europäischen Städte verfehlt. Vielmehr muss die Wettbewerbsfähigkeit der Metro-

litanregion Basel proaktiv ausgebaut werden. In dieser Hinsicht hat die Regio TriRhena nach Einschätzung aus Wissenschaft und öffentlicher Verwaltung noch einen weiten Weg vor sich, wie auch zunehmend von einigen politischen Entscheidungsträgern öffentlich bekundet wird. Trotz des jahrelang aufgebauten Geflechts aus Gremien, Vereinen und Institutionen für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit wird

„Die Regio TriRhena...unter Beweis stellen müssen, ob sie zwischen Eurodistrikten einerseits und einer trinationalen Metropolregion „metrobasel“ andererseits überlebens- und funktionsfähig ist. Auf europäischer Ebene ist ungeklärt, welche Struktur denn für die weitere wirtschaftliche Entwicklung am trinationalen Oberrhein angemessener und fruchtbarer wäre: eine einzige Metropol-Region mit mehreren Kernen oder zwei Metropol-Regionen, die eine im Norden mit Strassburg und Karlsruhe, die andere im Süden mit Basel. Der verhältnismässig grosse Aufwand und die Vielzahl der involvierten Gremien veranlassen erste Stimmen, eine Straffung und Vereinfachung der Strukturen zu fordern“ (Fichtner 2006, S. 102).

Während der Grossraum Strasbourg-Ortenau seine Potentiale mittels eines besonderen Planungsmilieus in beispielhafter Form in Wert zu setzen weiß, konnte man sich im Raum Basel im Kontext einer wohlhabenden, von geringer Arbeitslosigkeit geprägten Schweiz außerhalb der EU sehr viel länger auf bislang bewährt scheinende Strukturen verlassen.

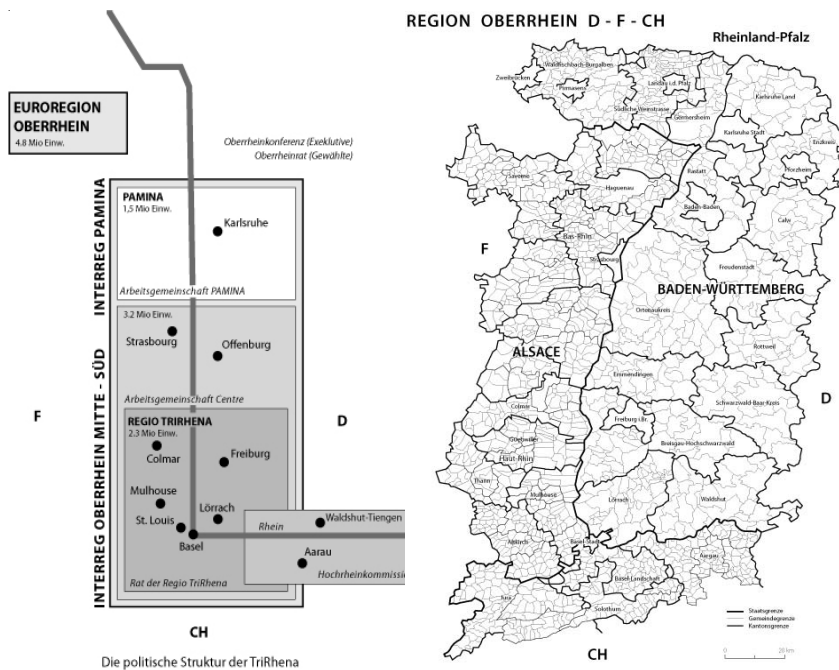
Notwendigkeiten zur raschen Anpassung im Raum Basel-Nordwestschweiz. Zu Recht werden jedoch nicht nur Stärken, sondern neuerdings auch Schwächen des Wirtschaftsraumes und seiner Organisationsstrukturen thematisiert (Füeg 2006: Wirtschaftsstudie Nordwestschweiz; Regionalkonferenz der Regierungen der Nordwestschweiz 2005. Wirtschaftsraum Nordwestschweiz. Planerkonferenz der Regierungen der Nordwestschweiz v. 10. Juni 2005; Basler Zeitung v. 3.1.2008). Die Region Basel verlor zwischen 2001 und 2005 in den Bereichen Industrie, Gewerbe und Dienstleistungen 11808 Vollzeitarbeitsplätze, mit Ausnahme der Öffentlichen Verwaltung, wo ein Zuwachs um 5357 Vollzeitarbeitsplätze festzustellen war (Füeg 2006). Zwar stieg die Wertschöpfung im gleichen Zeitraum, doch schwächt ein über Stellenabbau erreichtes Wirtschaftswachstum die regionale Kaufkraft und belastet die öffentlichen Kassen über Arbeitslosigkeit und staatliche Transferleistungen mindestens zeitweilig.

Es zeigt sich aus Sicht der Regionalkonferenz der Regierungen der Nordwestschweiz, dass nun auch der Schweizer Teil des Südlichen Oberrheinraumes wirtschaftliche Probleme und sinkende Wettbewerbsfähigkeit erfährt. Dies ist durchaus mit einer gewissen institutionellen Verkrustung („Kantönligeist“) in Verbindung zu bringen, welche die neuen Möglichkeiten stadtreionaler Zusammenarbeit noch nicht ausreichend nutzt. Um Probleme der regionalen Wettbewerbsfähigkeit proaktiv anzugehen, Stellenabbau

aufzufangen oder neue Arbeitsplätze zu schaffen, genügt es also nicht mehr, sich auf das allgemein wirtschaftsfreundliche Klima, geringe Regulationsdichte oder Steuervorteile, wie sie für die Schweiz charakteristisch sind (BAK-Basel Economics 2005), zu verlassen. Auch lassen sich starke Wirtschaftsstandorte nicht durch Alleingänge, wie beispielsweise die Festlegung von Steuersätzen auf Gemeinde- oder Kantonsebene, fördern. Solche langjährig und aktuell wieder verstärkt praktizierten Maßnahmen führen zu einem internen Konkurrenzdruck der Gemeinden, die sich innerhalb einer Metropolitanregion befinden, welche als Wirtschafts- und Lebensraum prinzipiell von allen Gemeinden aus gemeinsam gestärkt werden sollte.

3. Paradigmenwechsel: neue Organisationsform interkommunaler und stadtrationaler Zusammenarbeit

Eine juristisch neue, über die Potentiale des oberrheinischen Mehrebenensystems hinausgehende Möglichkeit der Zusammenarbeit zwischen Gemeinden am Oberrhein ist das Karlsruher Abkommen von 1996. Dieser Staatsvertrag zwischen der Schweiz, Deutschland, Frankreich und Luxemburg erlaubt es den Gemeinden der jeweiligen Länder, bi- oder trinationale Zweckverbände (in der Schweiz „Zweckgemeinden“ genannt) zu gründen. Die Zweckverbände können dem Abkommen zufolge über Pla-



nungshoheit und ein eigenes Budget für die Umsetzung gemeinsamer Anliegen verfügen. Grenzüberschreitende Zusammenarbeit ist in den folgenden Bereichen möglich: grenzüberschreitende Wirtschaftsentwicklung, Flächennutzung und Flächennutzungsplanung, Infrastruktur- und Raumplanung sowie Umweltschutz. Die Vorteile von kommunalen Zweckverbänden liegen in der Kräftebündelung in Metropolitanregionen – ein Anliegen, das seit 2001 auch in der Agglomerationspolitik der Schweizer Bundesregierung vertreten wird. Im Karlsruher Abkommen regeln insbesondere die Artikel 8, 10 und 11 die grenzüberschreitenden kommunalen Zweckverbände/Zweckgemeinden mit Verbindlichkeit, Planungsbefugnissen und Finanzhoheit (<http://archiv.jura.uni-saarland.de/BIJUS/karlsruhe/gesetz.htm>):

Artikel 8 Einrichtungen der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit

(1) Zur Begründung einer wirksamen grenzüberschreitenden Zusammenarbeit kann in Kooperationsvereinbarungen die Schaffung von Einrichtungen ohne Rechtspersönlichkeit (Artikel 9), die Schaffung von Einrichtungen mit Rechtspersönlichkeit oder die Beteiligung an ihnen (Artikel 10) oder die Schaffung von grenzüberschreitenden örtlichen Zweckverbänden (Artikel 11) vorgesehen werden.

Artikel 10 Einrichtungen mit Rechtspersönlichkeit

Gebietskörperschaften oder örtliche öffentliche Stellen können sich an Einrichtungen mit Rechtspersönlichkeit beteiligen oder solche schaffen, wenn diese zu den Einrichtungen gehören, die nach dem innerstaatlichen Recht der Vertragspartei, in der sie ihren Sitz haben, ausländische Gebietskörperschaften aufnehmen können.

Artikel 11 Grenzüberschreitende örtliche Zweckverbände

(1) Gebietskörperschaften und örtliche öffentliche Stellen können grenzüberschreitende örtliche Zweckverbände schaffen, die Aufgaben und Dienstleistungen übernehmen sollen, an denen bei jeder von ihnen ein Interesse besteht. Der grenzüberschreitende örtliche Zweckverband unterliegt dem auf öffentliche Einrichtungen der kommunalen Zusammenarbeit anwendbaren innerstaatlichen Recht der Vertragspartei, in deren Hoheitsgebiet er seinen Sitz hat.

(2) Der grenzüberschreitende örtliche Zweckverband ist eine juristische Person des öffentlichen Rechts. Ihm kommt eigene Rechtspersönlichkeit ab dem Tag zu, an dem der Gründungsbeschluss rechtswirksam wird. Er besitzt Rechtsfähigkeit und Finanzhoheit.

Das Karlsruher Abkommen sieht also explizit vor, dass Gemeinden staatsgrenzübergreifend eigenständig, also ohne ihre Landes-/Kantons- oder Nationalregierungen beizuziehen, zweckbezogene interkommunale Zweckverbände/Zweckgemeinden zur Ausübung von öffentlichen Aufgaben schaffen können.

Aber welcher Art nun sind kommunale Zweckverbände/Zweckgemeinden, und was ermöglichen sie? Es handelt sich um freiwillige zweckgebundene Zusammenschlüsse von Gemeinden, nicht aber um Eingemeindung. Ihr Ziel ist die gemeinsame Erfüllung wohl definierter, interkommunal zu lösender Aufgaben. Mitglieder solcher Zweckverbände/Zweckgemeinden können ganze Gebietskörperschaften sowie juristische Personen sein. Sie fassen ihre Beschlüsse durch Verbandsversammlung und verfügen über eine Planungshoheit, die teilweise von den einzelnen Mitgliedern an den Verband delegiert worden ist. Sie besitzen die Kompetenzen und Finanzen zur effektiven Durchsetzung von Planungen. Zweckverbände als tragfähige Kooperationen der interkommunalen Zusammenarbeit für die Planung von Großstadtreionen sind in vielen europäischen Ländern seit Beginn des 20. Jahrhunderts bekannt, stehen in der Schweiz hingegen erst seit jüngerer Zeit in der öffentlichen Diskussion (Frey u. Eichenberger 1999; Kirchgessner, Feld, Savioz 1999; Saladin 1995; de Spindler 1998; Weber-Mandrin 2001).

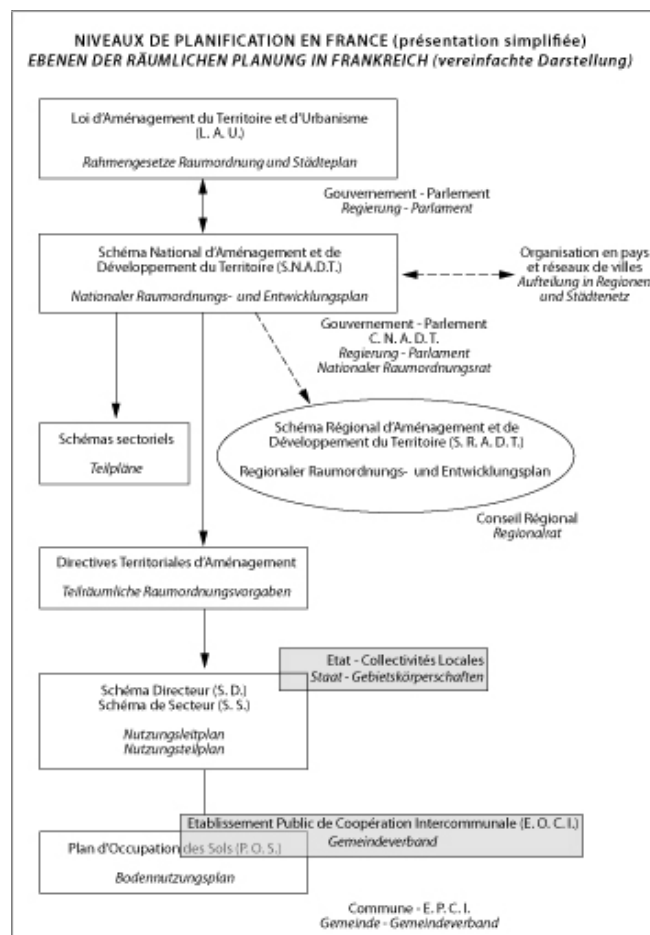
4. Fallbeispiel Metropolitanregion Strasbourg

Der Staatsvertrag des Karlsruher Abkommens erlaubt also auch der Metropolitanregion Basel bzw. dem Trinationalen Eurodistrikt Basel, effizientere Strukturen interkommunaler Kooperation mit Kompetenzen und Verbindlichkeit zu schaffen. Entscheidend ist aber auch, dass ein Eurodistrikt allein zur Stärkung eines Wirtschaftsstandortes nicht ausreichend ist, wie das Beispiel Strasbourg verdeutlicht. In der Metropolitanregion Strasbourg baut der Eurodistrikt auf bereits bestehenden kommunalen Zweckverbandsstrukturen mit Rechtsverbindlichkeit und Steuermitteln operierend auf. Damit kann das Potential eines Eurodistrikts a priori besser ausgeschöpft werden als in einem Eurodistrikt, der zwar als Verband eingetragen ist, aber weder rechtliche noch finanzielle Kompetenzen besitzt und daher unverbindlich bleibt. Es lohnt sich also, die Metropolitanregion Strasbourg-Ortenau genauer zu betrachten, handelt es sich hierbei doch um einen interessanten Modellfall am Südlichen Oberrhein.

Der Zweckverband als zentrale Struktur. Bevor es einen Eurodistrikt Strasbourg gab, existierte in der Stadtreion ein funktionsfähiger Stadtreionsverband, der sich grenzüberschreitend für die Entwicklung der Metropolitanregion Strasbourg organisierte. Der Zweckverband „Syndicat mixte pour le schéma directeur de la région de Strasbourg“ besteht aus:

- 11 Stadtgemeinschaften der Région Alsace und des Départements Bas-Rhin, darunter die Stadt Strasbourg mit ihren 27 engeren Umlandgemeinden (Communauté Urbaine de Strasbourg),
- ferner aus 6 einzelnen Gemeinden sowie 139 in einem Verband zusammengeschlossenen Gemeinden.
- Zusätzlich umfasst der Zweckverband 51 deutsche Gemeinden.

Dieser Zweckverband erstellt für die gesamte Stadtregion Strasbourg den Gesamtentwicklungsplanung „SCOTERS“. Der Name „SCOTERS“ steht für „Schéma de Cohérence Territoriale de la Région de Strasbourg“, wird seit 1999 verwendet und ist mittlerweile im Sprachgebrauch zum Synonym für den dahinter stehenden Zweckverband geworden. Der SCOTERS gehört zu einer neuen Form der Urban Governance, die in Frankreichs administrativer Struktur für Metropolitanräume bereits 1966 ermöglicht und mit Gesetzen zur Dezentralisierung 1982 und 1988 erneut bestätigt wurde. Seit 1966 verlagerte der französische Zentralstaat die Administration in die Regionen und verschiedene Entscheidungsbefugnisse auf die Lokalebene. Dazu zählen insbesondere öffentliche Körperschaften, die unabhängig vom Staat sind und Management-Autonomie haben.



Innerhalb der französischen administrativen Struktur für die Metropolanebene konnten lokale Gebietskörperschaften, die *Municipalités*, seither kommunale Zweckverbände gründen, welche multiple Zwecke und Funktionen haben.

Die *Communauté Urbaine de Strasbourg*, also die Stadt Strasbourg mit ihren 27 Umlandgemeinden (*Cus*), ist das Herzstück des größeren stadregionalen Verbandes des *SCOTERS*. Es handelt sich um einen Verband für die räumliche und wirtschaftliche Planung, der aber nicht die Stadtverwaltung ersetzt, die sich mit den üblichen städtischen Aufgaben befasst. Die *Cus* ist eine öffentlich verwaltete, zu besonderem Zwecke eingerichtete, multifunktionale und quasi-autonome Körperschaft des öffentlichen Rechts. Die den Gemeinden übergeordnete Einrichtung ist mit Kompetenzen und Mitteln ausgestattet, die ihr von den einzelnen Gebietskörperschaften selbst übertragen werden. Die schon 1966 gegründete *Cus* als Ausgangspunkt des *SCOTERS* ist eine interkommunale Behörde, die öffentliche Güter mit einer gewissen Autonomie, jedoch unter der Kontrolle des Staates verwaltet. Die *Cus* als Teil des *SCOTERS* hat seit 1999 auf Grundlage der *Loi Chevènement* folgende Aufgabenbereiche: Wirtschaftsentwicklung, Raumplanung und Raumplanungsrevisionen, ferner die Entwicklung von Gemeinschafts- und kulturellen Funktionen sowie des öffentlichen Raumes. Der Zweckverband *SCOTERS* erstellt mit Hilfe der Stadt- und Raumplanungsbehörde (*ADEUS – Agence de Développement et d'Urbanisme de l'Agglomération Strasbourgeoise*) den umfassenden Gesamtplan für die binationale Metropolitanregion Strasbourg-Ortenaukreis.



Die Gesamtplanung – seit 2000 mit einem noch grösseren Perimeter als zuvor – bringt mehr Kohärenz in die Planungspolitik, vor allem auch dadurch, dass die lokalen Pläne zur Raumentwicklung (Plan Local d'Urbanisme) mit dem SCOTERS abgestimmt sein müssen.

Finanzhoheit und Kompetenzen. Zentrales Element in der Architektur der Metropolitanregion Strasbourg ist, dass die einzelnen Gemeinden einen Teil ihrer Kompetenzen an die Stadtverbände (Communautés Urbaines) abgetreten haben, die sich wiederum in den Zweckverband SCOTERS zusammengeschlossen haben. Die vom SCOTERS erstellte Gesamtplanung für die größere Stadtregion wird partizipativ und demokratisch in einem gemeinsamen Prozess mit den Gemeinden erarbeitet, die sich freiwillig, aber vertraglich in den Zweckverband eingebracht haben. Diese Gemeinden transferieren einen Teil ihres Steueraufkommens an den Zweckverband, der zusätzlich staatliche Finanzierung für die Regionalplanung seitens der französischen Regierung erhält. Finanzierungsgrundlage für den Zweckverband SCOTERS sind Steuermittel, die zu 50% aus der Stadt Strasbourg selbst und zu 25% aus der Cus stammen. Es handelt sich dabei um:

- die Wohnsteuer (taxe d'habitation), welche Mieter, Eigentümer, natürliche und juristische Personen leisten müssen
- die Grundsteuer auf bebautem und nicht bebautem Eigentum (taxe foncière sur les propriétés bâties et non bâties)
- die Einkommenssteuer (taxe professionnelle).

Zusätzlich können andere Möglichkeiten der Finanzierung herangezogen werden. Dazu gehören die Ausgabe von Kommunalobligationen oder die Abgaben für städtische Leistungen. Um Unternehmensgründungen zu begünstigen, behält sich der SCOTERS aber auch das Recht auf Steuerbefreiung vor.

Planungsaufgaben. Im Bereich der Raumplanung werden vom Zweckverband SCOTERS die Gesamtplanung (*Master Plan*), die Sektoralplanung, die Flächennutzungs- und Stadtplanung sowie die Infrastruktur- und Verkehrsplanung abgedeckt. Im Bereich der Wirtschaftsentwicklung befasst sich der SCOTERS mit der Schaffung, Planung sowie dem Management von Flächen für Industriegewerbe- und Dienstleistungszonen, Handels-, touristischen und handwerklichen Aktivitäten, Flughäfen- und Hafententwicklung sowie Industrie- und Wissenschaftsparks. Der SCOTERS konzipiert die Politik zur Wirtschaftsentwicklung und setzt sie um, einschließlich der physischen Infrastruktur. Die Politik zur Wirtschaftsentwicklung in der Metropolitanregion Strasbourg schließt die allgemeine Planung, die Mehr- und Spezialzweck-Planung ein, die Arbeitsmarkt- und Ausbildungspolitik, ferner den Infrastrukturausbau mit Fokus auf wissensintensiven Betrieben sowie die Förderung von Wissenslandschaften und Clustern. Zwar werden in der Metropolitanregion Basel mit dem „Campus des Wissens“ und den Life Sciences-Standorten seitens privater Akteure oder der finanzknappen Universität Basel ebenfalls ähnliche Schwerpunkte gesetzt. Das Bemerkenswerte in der Metropolitanregion Strasbourg ist die aber die Tatsache, dass hier der Zweckver-

band, und damit auch staatliche Akteure, mit einer konzertierten Gesamtplanung agieren, um Wissenslandschaften zu produzieren. Der Strasbourger Ansatz einer umfassenden Gesamtplanung mit Hilfe eines grenzüberschreitenden Zweckverbands ist also grundverschieden vom Basler Modell des *planning by opportunities*, das auch in der neuen Struktur des Basler Eurodistrikts weiterverfolgt wird (s. 5.).

Eindrücklich ist das Ausmaß der Institutionen, die sich für die langfristige Entwicklung der Metropolitanregion Strasbourg mit dem SCOTERS zur verbindlichen Zusammenarbeit verpflichtet haben. Dazu gehören in Frankreich nebst dem SCOTERS und der Cus die Regierung der Republik Frankreich, die Région Alsace und das Département du Bas-Rhin. In Deutschland sind es der Ortenau-Landkreis, der Regionalverband Südlicher Oberrhein, die Stadt Offenbourg sowie die Städte Kehl, Lahr und Achern.

Zwischenfazit. Charakteristisch für die Gesamtplanung der binationalen Metropolitanregion Strasbourg-Ortenaukreis ist die Einrichtung eines Zweckverbandes als strategisch und vertraglich festgehaltener Partnerschaft mit Verbindlichkeiten, Finanzkraft und Planungskompetenzen. Koordination zwischen den Regierungen auf binationaler, lokal-regionaler und interkommunaler Ebene ist Voraussetzung des Erfolgs. Das Planungssystem der Metropolitanregion Strasbourg-Ortenaukreis verfolgt einen integrativen Bottom-up-Ansatz, ist vernetzt, polyzentrisch, international und handlungsstark, da Kompetenzen aller involvierten Gemeinden Teil des Ganzen sind.

Diese Gesamtplanung ist Grundlage und war Voraussetzung für die Schaffung eines funktionsfähigen Eurodistrikts Strasbourg-Ortenau. Das Einsetzen eines Eurodistrikts allein steht also nicht am Anfang einer Entwicklung, sondern folgt auf eine langjährige und umfassende Gesamtplanung, die sich dadurch auszeichnet, dass die partizipierenden Gemeinden Planungs- und Finanzkompetenzen delegiert haben. Auch wenn noch Schwächen beispielsweise in der Sozialentwicklung im Raum Strasbourg bestehen und das Planungssystem in konstanter Entwicklung begriffen ist, kann doch diese gegenwärtige Form der Urban Governance als zukunftsweisend für Metropolitanregionen nicht nur am Südlichen Oberrhein betrachtet werden.

5. Vergleich mit der Metropolitanregion Basel

Strukturelle Rahmenbedingungen und Agglomerationspolitik des Bundes. Betrachten wir nun im Vergleich dazu die Metropolitanregion Basel in ihrem Schweizer Kontext. In der Schweiz leben rund 7.5 Mio. Einwohner in knapp 2800 Gemeinden in 26 verschiedenen Kantonen mit 26 unterschiedlichen Kantonsverwaltungen. Es bestehen 26 verschiedene Kantonale Richtpläne für die Raumplanung und 33 verschiedene Gesetze für die Sektoralplanung, welche alle auch stadt- und raumplanungswirksam sein können. Dieser spezifische Schweizer Kontext benötigt gegenwärtig zur Koordina-

tion der gemeinsamen Anliegen von Kantonen und Gemeinden 22 Regierungs- und Direktorenkonferenzen, 500 Beamtenkonferenzen, 311 Kantonale Abkommen, 444 Zweckverbände zwischen Kantonen und rund 1000 zwischen Gemeinden (überwiegend für nur einen Zweck wie z.B. Feuerwehr) (Verein Metropole Schweiz 2003). Um angesichts dieser Vielfalt mehr Effizienz und Synergien zu ermöglichen und relevante Anliegen von Städten und Agglomerationen besser zu fördern, hat der Bund auf gesamtschweizerischer Ebene 2001 seine „Agglomerationspolitik“ zur Förderung von Stadt- und Umlandgemeinden beschlossen. Um Potentiale der Kooperation besser zu nutzen und stärker im Bewusstsein zu verankern, gründete die Konferenz der Kantonsregierungen 2001 die Tripartite Agglomerationskonferenz (TAK), die von Bund, Kantonen sowie Städten und Gemeinden gemeinsam getragen wird.

„Die TAK dient der Förderung der vertikalen Zusammenarbeit Bund – Kantone – Gemeinden sowie insbesondere der Entwicklung einer gemeinsamen Agglomerationspolitik. Die Federführung für die TAK liegt auf Grund ihrer verfassungsmäßigen Zuständigkeit für die Gemeinden bei den Kantonen. Deshalb ist die KdK geschäftsführend verantwortlich für die TAK. Die TAK ist eine Diskussions- und Koordinationsplattform auf Regierungsebene, über die der Bund, die Kantone und die Gemeinden die Agglomerationsproblematik gemeinsam angehen und Lösungswege finden können. Die TAK ist Ausdruck des gemeinsamen Willens, durch koordinierte Bemühungen die Zukunftschancen der Städte und Agglomerationen als Katalysatoren der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung der Schweiz zu verbessern. Mit der TAK steht erstmals ein Gefäß zur partnerschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Bund, Kantonen und Gemeinden zur Verfügung. Dieser Ansatz kann als wegweisend erachtet werden und soll angesichts zahlreicher gemeinsamen Verantwortungen weiter gestärkt werden.“ (Konferenz der Kantonsregierungen 2007, www.kdk.ch/int/kdk/de/triagglo.html).

Mit zunächst 25 Modellvorhaben will der Bund die wirtschaftliche Attraktivität der Städte stärken und die Lebensqualität verbessern. Das dezentrale Netz von Städten verschiedener Größe und Funktionen, die sich gegenseitig ergänzen und stützen, soll ebenso gefördert werden wie die Siedlungsentwicklung nach innen. Als zentral wird folgendes erachtet:

„Die Zusammenarbeit innerhalb der Agglomerationen ist zu verbessern. Zwar arbeiten die Gemeinden schon heute in verschiedensten Gremien und rechtlichen Formen zusammen. Diese sind aber mehrheitlich sektoriell ausgerichtet und decken sehr unterschiedliche Perimeter ab. Die Verantwortung für eine koordinierte Gesamtentwicklung geht dabei vergessen. Die Probleme sind aus einer gesamtheitlichen Sicht anzugehen. Die verschiedenen Sachpolitiken, insbesondere die Siedlungsentwicklung und der Verkehr, sind besser zu koordinieren.“ (www.sg.vw.ch/sekto/news/archiv/d/021014_agglomeration.php)

Die Trinationale Agglomeration Basel, der Trinationale Eurodistrikt Basel und „Metrobasel“. Mit der Trinationalen Agglomeration Basel, die 1995 ausgerufen wurde, hat sich die Agglomeration Basel schon vor der schweizerischen Agglomerationspolitik des Bundes zum Vorreiter für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit an kantonalen, interkommunalen sowie internationalen Grenzen gemacht. Suboptimal für die Planungen der Trinationalen Agglomeration Basel (TAB) ist allerdings, dass diese Einrichtung selbst, anders als die Stadt-Umland-Verbände in Deutschland oder Frankreich, kein Verband mit rechtlich verbindlichen Befugnissen, sondern nur ein eingetragener Verein ist.

Die Kantonsregierung von Basel-Stadt, die Basel als Motor der trinationalen Wirtschaft versteht, sieht die institutionelle Aufteilung für die Metropolitanplanung wie folgt: Der Staat entwickelt mit TAB und Eurodistrikt den Metropolitanraum weiter, Wirtschaft und Wissenschaft prüfen mit dem „Metrobasel-Monitor“ periodisch den jeweils erreichten Stand der Entwicklung, und die Zivilgesellschaft engagiert sich in der Metrobasel-Initiative, die vor allem ein Bewusstsein für den gemeinsamen Raum und seine gemeinsamen Interessen verankern soll. Diese Aufgabe ist ebenfalls den Medien zugedacht. Kompetenzen zwischen diesen gleichberechtigten Ebenen sollen nicht vermischt werden. Zwar soll gemeinsam geplant werden, die Umsetzung aber getrennt und mit Hilfe der jeweiligen nationalen Unterstützung erfolgen (Lezzi M. Leiterin Hauptabteilung Planung, Baudepartement des Kantons Basel-Stadt 2006 unter www.srl.de/dateien/dokumente/de/trinationale_agglomeration_basel_tab.pdf). Prägend für die Entwicklung der trinationalen Metropolitanregion Basel ist somit zweierlei: einerseits der Trinationale Eurodistrikt Basel (TEB), andererseits die Initiative „Metrobasel“. Im Unterschied zu anderen Standorten und Metropolitanregionen am Südlichen Oberrhein setzt Basel bei seiner Planung aber noch immer auf getrennte Umsetzung, eine Trennung der Ebenen und rechtlich sowie finanziell nicht bindende Strukturen.

Zwischenfazit. Der Trinationale Eurodistrikt Basel wird zwar als Akteur verstanden, als eingetragener Verein fehlt ihm aber die Rechtsform, die ein durchsetzungsfähiges Handeln mit Planungshoheit und entsprechender finanzieller Kompetenz ermöglichen würde. Hinzu kommt, dass der Trinationale Eurodistrikt Basel noch kein funktionierender Stadt-Umland-Verband wie z.B. die französische *Communauté Urbaine* ist, und dass hinter ihm auch kein Zweckverband steht, der eine solche Entwicklung anstreben könnte. Auch die Initiative Metrobasel, die dabei ist, in der Zivilgesellschaft ein neues Bewusstsein für die trinationale Metropolitanregion – quasi als Produktmarke – zu etablieren, verfügt nicht über den Rechtsstatus, der Planungshoheit und entsprechende Finanzkompetenz beinhaltet. Daher stellen weder der Trinationale Eurodistrikt Basel, noch die Initiative „Metrobasel“ in ihrer gegenwärtigen Form für sich genommen ein langfristiges Entwicklungskonzept für eine zukunftsfähige Metropolitanregion dar. Das Basler Realmodell des *planning by opportunities*

ohne Institutionalisierung eines starken Stadt-Umland-Verbands mit rechtlichen und finanziellen Befugnissen könnte sich langfristig als nachteilig auswirken, zumal die Nachbarn am Oberrhein mit funktionierenden Stadt-Umland-Verbänden weitreichende Planung einleiten, die ihren eigenen Stadtregionen im Wettbewerb der europäischen Städte eine bessere Standortqualität verleihen.

Leider wird bei der derzeit einsetzenden öffentlichen Diskussion um stadtrregionale Organisationsformen im Raum Basel das Thema stark parteipolitisch gefärbt, was der Sachebene abträglich ist. Die neuen Kooperationsformen durch kommunale Zweckverbände/Zweckgemeinden werden in der aktuellen Debatte oft fälschlicherweise für Gemeindefusionen gehalten (Basler Zeitung v.3.1.2008). Das sachliche und dringliche Thema der Effizienzsteigerung stadtrregionaler Steuerung durch Zweckgemeinden könnte dadurch bereits an Boden verlieren, bevor es eine ernsthafte Chance hat, verstanden zu werden.

6. Fazit

Während also die Metropolitanregion Strasbourg orchestrierte Entwicklung durch Zweckverbände des öffentlichen Rechts mit quasiautonomem Status, mit Planungs- und Finanzbefugnissen betreibt, was zukunftsfähiges Handeln erst ermöglicht, setzt Basel noch auf ein *planning by opportunities*, gemeinsame Diskussionen ohne Verbindlichkeit, mit teilweise bereits gemeinsamen Entscheidungen, aber getrennter Umsetzung. Zur Stärkung der Metropolitanregionen am südlichen Oberrhein müssen aber langfristig alle konzeptionellen oder planungspolitischen Grenzen neu gedacht werden, damit die bestehenden Potentiale der Metropolitanregion Basel für die Zukunft am besten in Wert gesetzt werden können.

In diesem Zusammenhang ist es erfreulich, dass Fehler der Vergangenheit mittlerweile öffentlich und pointiert benannt werden. Dadurch können Weichen für die Zukunft in die richtige Richtung gestellt werden. Erfreulich ist auch, dass mit Prozessen wie „Metrobasel“ neue Entwicklungen und Denkweisen angestoßen werden. Es bedarf eines Paradigmenwechsels in Fragen der trinationalen Kooperation für die Entwicklung einer grenzüberschreitenden Metropolitanregion Basel in einer noch zu findenden Form. Dabei kann der Blick auf Modellfälle jenseits der Grenzen Orientierung bieten. Erforderlich ist der Mut, neu zu denken und neu zu handeln. Die momentane Aufbruchstimmung in der trinationalen Region Basel knüpft an die Visionen derer an, die vor Jahrzehnten die grenzüberschreitende Zusammenarbeit initiiert haben. Dieses Momentum muss genutzt werden.

Literatur

- BAK-Basel Economics (2005): Die Stärken und Schwächen des Life Sciences Standortes Schweiz im globalen Wettbewerb. Vortrag 8. Juni 2005, Basel, in Zusammenarbeit mit den Kantonen Basel-Stadt und Basel-Landschaft.
- Basler Zeitung v. 3. 1. 2008. Im Baselbiet regiert der Eigensinn. Gemeindefusionen erhöhen die Effizienz – doch für die Regierungen sind sie kein Thema. S.19.
- Basler Zeitung v. 3. 1. 2008. Politiker fordern Fusionen. S.1.
- de Spindler J. (1998): FOCJ – Ein Konzept zur Neuordnung der Zusammenarbeit öffentlichrechtlicher Gebietskörperschaften. Bern.
- Eder S. und M. Sandtner (2000): Staatsgrenzen in der TriRhena – Barriere oder Stimulus? In: Regio Basiliensis 41/1: 15-26.
- Fichtner, U. (2006): Architekturen grenzübergreifender Kooperation und raumbezogene Identität am Oberrhein. In: Europa Regional 14/2003, S. 102-117.
- Frey B. S. u. Eichenberger, R. (1999): The New Democratic Federalism for Europe. Cheltenham und Northampton.
- Füeg R. (2006): Wirtschaftsstudie Nordwestschweiz.
- Gallusser W. (Hrsg.) (1994): Political Boundaries and Coexistence. Proceedings of the IGU-Symposium Basle, Switzerland, 24-27. May.
- Gschwind E. (2003): Schrittmacherin oder Bremsklotz? Die Rolle der Politik bei der Schaffung des grenzüberschreitenden Wirtschaftsraums Regio TriRhena, Basel: EuropaInstitut, 2003, 65 S., (Diplomarbeit zur Erlangung des Titels 'Master of Advanced European Studies MAES', EuropaInstitut).
- Kirchgessner G., Feld L. P., Savioz M. R. (1999): Die direkte Demokratie: Modern, erfolgreich, entwicklungs- und exportfähig, Helbing & Liechtenhand / Franz Wahlen, Basel / Genf / München.
- Minghi J.V. (1977): Grenzen in der politischen Geographie. In: Matznetter J. (Hrsg.) Politische Geographie. Wege der Forschung CCCCXXI, Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt, S. 338-389.
- Newman D. u. Paasi A. (1998): Fences and neighbors in the postmodern world: Boundary narratives in political geography. – In: Progress in Human Geography 22: 186-207.
- Regionalkonferenz der Regierungen der Nordwestschweiz 2005. Wirtschaftsraum Nordwestschweiz. Planerkonferenz der NWRK v. 10. Juni 2005.
- Saladin P. (1995): Wozu noch Staaten? Zu den Funktionen eines modernen demokratischen Rechtsstaats in einer zunehmend überstaatlichen Welt. Bern, München.
- Schneider-Sliwa, R. (2003): Regio TriRhena und südlicher Oberrhein: Ein Raum ohne Grenzen? / R. Schneider-Sliwa (Hrsg.) Basel : Inst. für Geographie, 2003, 95 S. : Ill, (Basler Stadt- und Regionalforschung ; Bd. 22)
- Speiser B. (1993): Europa am Oberrhein: der grenzüberschreitende Regionalismus am Beispiel der oberrheinischen Kooperation, Basel, 276 S., (Schriften der Regio 13), Diss. Hochschule St. Gallen für Wirtschafts- Rechts- und Sozialwissenschaften.
- Verein Metropole Schweiz 2003
- Weber-Mandrin M. (2001): Öffentliche Aufgaben der Kantonsverfassungen. Zürcher Studien zum öffentlichen Recht. Zürich
- Wirtschaftskammer Baselland 2004: Die EU-Osterweiterung aus Sicht der Schweiz. Liestal.

Internetquellen

www.alsace-biovalley.com
www.biovalley.com
www.alsace.cnrs.fr; www.inserm.fr/fr/home.html
www.regbas.ch/d_meilensteine.cfm
www.regiotrirhena.org/dn_verein_regiotrirhena/
www.srl.de/dateien/dokumente/de/trinationale_agglomeration_basel_tab.pdf
www.srl.de/dateien/dokumente/de/trinationale_agglomeration_basel_tab.pdf
<http://archiv.jura.uni-saarland.de/BIJUS/karlsruhe/gesetz.htm>
Konferenz der Kantonsregierungen 2007, www.kdk.ch/int/kdk/de/triagglo.html

Stand der abgerufenen Internetquellen: 3.1.2008.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Europäische Wachstumszentren
- Abb. 2: Knotenpunkte der europäischen Güter- und Frachtschifffahrt
- Abb. 3: Region Metrobasel
- Abb. 4: Das oberrheinische Mehrebenensystem
- Abb. 5: Gemeinden am Südlichen Oberrhein
- Abb. 6: Institutioneller Rahmen für die Planung von Metropolitanregionen in Frankreich
- Abb. 7: Planungsperimeter des SCOTERS

Kartographische Bearbeitung: Lena Baumann



Ueli Mäder

Identität im Kontext der Glokalität

Ich gehe in meinem Beitrag erstens von unterschiedlichen Konzeptionen der Identität und Globalität aus, frage zweitens nach globalen Trends im Lokalen bzw. lokalen Trends im Globalen und skizziere drittens thesenartig, was die Identität im Kontext einer näher zu bestimmenden Glokalität ausmacht. Zunächst erzähle ich aber eine kleine Bildgeschichte. Sie führt auf das Thema hin.

„Wie haben wir das nur überlebt?“ titelt Michael Paetow (2006) sein schön illustriertes Buch. Früher hatten die Autos weder Sicherheitsgurte, noch Kopfstützen und schon gar keine Airbags. Anno 1968 durften Kinder auf den Rücksitzen spielen. Das war lustig, nicht gefährlich. Wir konnten damals auch ohne Helm Velo oder kleine Motorräder fahren und dachten kaum an die Verschmutzung der Umwelt. In den 1970er Jahren drohte dann der Wald zu sterben. Es wimmelte von Borkenkäfern. Inzwischen haben sich diese Käfer massiv verbreitet. Sie sind aber kein Thema mehr. Vielleicht, weil die Bäume immer noch stehen oder andere Sorgen Vorrang haben. Kontrovers diskutiert wird, inwiefern die Verbreitung eines Risikos die Wahrnehmung prägt. Erhöht die Häufigkeit die Achtsamkeit oder die Gleichgültigkeit? Das ist eine strittige Frage. Wenn alles gefährlich ist, ist nichts mehr gefährlich; denn fünf Minuten vor zwölf Uhr ist es eh schon zu spät. So argumentieren die einen. Andere hoffen auf den Aufrüttelungseffekt oder auf die Kraft des Bewusstseins, das Ursachen kritisch reflektiert und zudem antizipiert, was weiter folgen könnte. Dieser Blick über den Gartenzaun verbindet die Nähe mit der Ferne. So rücken denn in der Glokalität das Lokale und Globale zusammen. Neue Formen der Identität dokumentieren diese Verbundenheit. Und damit komme ich zu den drei zentralen Begriffen: Identität, Normalität und Glokalität.

1. *Begriffe*

Identitas (lat.) heisst ursprünglich Wesenseinheit und meint zunächst die Einzigartigkeit eines Lebewesens. Entwicklungspsychologe Erik H. Erikson (1975) orientierte seine Dimensionen einer neuen Identität an der reifen Persönlichkeit, die allmählich heran wächst und mit einem quasi inneren wahren Kern übereinstimmt. Anders äußert sich Sozialpsychologe Heiner Keupp (2002). Er versteht unter Identitätskonstruktionen, wie in der pluralistischen Spätmoderne alle ihre eigene Patchwork Biographie bewusst zusammen basteln und situativ anpassen. Die *Identität* konstituiert

sich kontextuell. Je nach dem, was unmittelbar gefragt ist, agiere und bin ich mehr so oder anders. Das scheint kein Widerspruch zu sein. Früher waren Erwartungen klar vorgegeben. Wer sie erfüllte, wurde positiv sanktioniert. Heute ist alles ambivalent, individuell konstruiert und schier beliebig. Da fragt sich schon, was überhaupt noch wirklich und normal ist.

Normalität ist ein Maß aus der Chemie. Es legt genau fest, was normal ist. Naturwissenschaften arbeiten damit. Und nicht nur sie. Wir haben alle unsere Vorstellungen von Normalität. Sie sind historisch und kulturell geprägt. Psychoanalytiker Arno Gruen (1987) problematisiert die Konformität der Normalität als Wahnsinn. Kabarettist Franz Hohler fragt in seinem Bühnenprogramm, wie normal die Normalität ist? Soziologisch ist eine Norm eine Richtschnur. Sie gibt sozial vereinbarte Regeln des Handelns vor. Die einen sind fest gezurrt und recht stabil. Sie tradieren sich mehr oder weniger so, wie sie sind oder zu sein scheinen. Andere weichen sich auf und formieren sich, durch globale Prozesse beschleunigt, neu.

Globalisierung bedeutet weltweite Verflechtung: wirtschaftlich, gesellschaftlich, politisch, kulturell. Dem wirtschaftlich dominanten *Globalismus* steht eine *Globalität* entgegen, die im Sinne der internationalen Solidarität den eigenen Horizont erweitert und gesellschaftliche, kulturelle und politische Dimensionen stärker einbezieht. Der Begriff *Glokalität* beinhaltet die Rückkehr des Lokalen. Er verschränkt das Globale und Lokale. Die *Glokalität* impliziert eine globale Lokalisierung bzw. eine lokale Globalisierung. Anders verhält es sich bei dem auf Profitmaximierung und mechanische Effizienzoptimierung ausgerichteten Globalismus. Er gibt autoritären Strömungen Auftrieb und stärkt als vermeintlichen Gegenpart einen bornierten Provinzialisismus, bei dem es sich wohl um die Kehrseite derselben Medaille handelt.

2. *Globalität und Flexibilität*

Die Globalisierung ist ein altes Phänomen. Drei Viertel der Erdoberfläche wurden in fünfhundert Jahren europäisch kolonisiert. Neu ist der rasante Anstieg des Welthandels und der Finanzströme. Der Einfluss der Wirtschaft nimmt zu, jener der Politik ab. Institutionelle Verbindlichkeiten weichen sich auf. Während die Preise für industriell gefertigte Güter tendenziell steigen, sinken jene für Rohstoffe und Primärgüter – im Vergleich. Weil sich die Austauschbedingungen verschlechtern, erzielen viele Länder des Südens mit mehr Exporten weniger Erlös. Die verschärfte Standortkonkurrenz zwischen den reichen Zentren erhöht den Rationalisierungsdruck. Fünfhundert Unternehmen kontrollieren zwei Drittel des weltweiten Handels. Die Zentralisierung der Wirtschaft berührt politische Grundlagen wie das Territorialprinzip (feste Grenzen), das Souveränitätsprinzip (staatliches Gewaltmonopol) und das Legalitätsprinzip (verbindliches Vertragswesen). Die Aufweichung bestandener Prinzipien er-

höht die Verunsicherung und den Ruf nach einer starken Hand, die für Ordnung sorgen soll. Rasche Veränderungen und komplexe gesellschaftliche Strukturen verleiten dazu, Halt in Vereinfachungen zu suchen. (Dahrendorf 1999, 45f.) Mit der Globalisierung formieren sich zum einen neue fundamentalistische Strömungen, zum andern aber auch zivilgesellschaftliche Bewegungen, die sich lokal abstützen, eine Entwicklung von unten anstreben, global vernetzen, für den sozialen Zusammenhalt engagieren und versuchen, die wirtschaftliche Expansion und Macht ein wenig zu kontrollieren. Das Einfache ist allerdings schwierig zu verwirklichen.

Der wirtschaftliche Wandel führt in westlichen Industriestaaten tendenziell von der paternalistischen Gemeinschafts- zur Marktlogik. Der von Richard Sennett (1998) beschriebene flexible Mensch kennzeichnet die Kultur des neuen Kapitalismus. Langjährige Anstellungen weichen allmählich selbst in der relativ beständigen Schweiz dem rasch kündbaren Job. Angebot und Nachfrage sind entscheidend. Rationales Kalkül ersetzt das Wert orientierte Gewohnheitsrecht, auch im Arbeitsvertrag. Der Statusvertrag mutiert zum Zweckvertrag. Er gilt, anders als in der Ehe, vorwiegend in guten Tagen. Die moderne Bank übernimmt beispielsweise weniger öffentliche Aufgaben, wie Andrea Buss-Notter in ihrer Dissertation (2006) analysiert. Die moderne Bank ist ein privates Unternehmen wie jedes andere auch. Die Firmenkultur verabschiedet viel Kontinuität. Sie verlangt mehr Risiko und Flexibilität. Das führt zu biographischen Brüchen. Die im Kontext der Globalisierung geforderte Mobilität tangiert die territoriale Identität. Sie vermittelt ein schier fatalistisches Gefühl, externen Marktzwängen ausgeliefert zu sein, wie die folgenden Beispiele veranschaulichen.

Arnold Vetterli arbeitete 15 Jahre lang bei einer Bank und ist seit der Fusion mit einer andern Bank weiterhin im Überwachungsdienst tätig, allerdings im Auftrag einer ausgelagerten Firma. Früher gehörte er zur Familie. Die jetzige Führung erlebt er als anonym. Das wirke sich auch auf die Kunden aus, denen er heute in der Tiefgarage kaum mehr die Autoscheiben putzt. Der nur noch befristete Arbeitsvertrag bereitet ihm Bauchgrimmen und schlaflose Nächte. Ähnliches berichtet Frieda Marti. Sie erkrankte trotz interner Platzierung. Nach dem Umzug des Dienstleistungszentrums, das vielleicht ganz aufgelöst wird, sollte die 50-jährige Halbtagsstelle einen mehrstündigen Arbeitsweg auf sich nehmen. Die ungewisse Zukunft hat auch die Kollegialität untereinander stark beeinträchtigt. Alessandro Petermann avancierte in seiner 25-jährigen Bankkarriere vom Filialleiter zum Direktor. Das Angebot, nach der Fusion eine regionale Verantwortung zu übernehmen, schlug er aus. Heute ist er selbstständig beratend tätig und „verletzt“: „Man engagiert sich für die Bank, manchmal bis abends spät oder samstags, sogar am Sonntag. Manchmal fragt man sich schon, weshalb man das alles gemacht hat“, sagt er. „Heute gilt alles nur noch so lange, bis wieder etwas Neues kommt“, stellt Thomas Mangold fest. Als Projektleiter profitiert er zwar von der Modernisierung der Bank, problematisiert aber einen Rückgang an Loyalität, Respekt und Vertrauen. Wenn Unternehmen bewährte Ver-

bindlichkeiten aufkünden, unterlaufen sie jene motivierende Anerkennung, die Selbstwert vermittelt. Die zunehmenden Risiken manifestieren eine globale Offenheit, die viel offen lässt und Menschen verunsichert.

3. Reflexivität in der Risikogesellschaft

Risiken kennzeichnen die fort schreitende Moderne und Globalisierung. Soziale und ökologische Gefährdungen verschärfen sich. Die industrielle Gesellschaft, die viel Reichtum produziert, entwickelt sich zu einer so genannten Risikogesellschaft. Wenn Risiken stark zunehmen, lautet eine Hoffnung, erhöht die moderne Gesellschaft ihre Reflexivität. Dann leitet sie Korrekturen ein. So betrachtet ist die Krise eine Chance, was sehr kontrovers diskutiert wird. Risikodiskurse sind selektiv und von gesellschaftlichen Konstruktionen geprägt. In der Risikogesellschaft wechselt laut Soziologe Ulrich Beck (1986, 25) die Logik der Reichtumsverteilung zur Logik der Risikoverteilung. Dabei geht es nicht mehr nur darum, sich die Natur nutzbar zu machen. Vielmehr gelangen die Folgeprobleme der technisch-ökonomischen Entwicklung in den Vordergrund. Das führt dazu, dass die Moderne ihren eigenen Prozess stärker thematisiert und – im Sinne der Glokalität – mit lokalen Veränderungen auf globale Prozesse reagiert.

Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, schrieb Karl Marx im achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte (1852, MEW 8/1972). Und Existenzphilosoph Jean-Paul Sartre (1960) fragte, was der Mensch aus dem macht, was die Verhältnisse aus ihm gemacht haben. Er betonte die dialektische Dynamik zwischen Individuum und Gesellschaft. Aber das scheint passé zu sein. Der Blick verlagert sich von der Gesellschaft zum autonomen Individuum. Das zeigt sich auch bei gängigen Diskursen über Risiken, die sich angeblich stark individualisieren, was allerdings nur begrenzt geschieht. Die klassische Versicherungslehre hält jedenfalls weiterhin an der Normalität der Risiken fest. Zudem lassen sich im Risikoverhalten deutliche Sozialisationsmuster feststellen. So gelten in der Atomanlage La Hague (Normandie) leichte Strahlungen als männliche Feuertaufe, wie Françoise Zonabend in „La Presqu'île au nucléaire“ (1989) beschreibt. Ferner ist die erhöhte Infarktgefahr zu erwähnen, welche die Manager zugleich tabuisieren und heroisieren. Aber bleiben wir beim atomaren Risiko, das dokumentiert, wie sehr lokale und globale Prozesse miteinander verknüpft sind.

Vor über zwanzig Jahren fand eine Atomkatastrophe in Tschernobyl statt. Soziologe Ulrich Beck (1986) analysierte danach in seinem Buch über die Risikogesellschaft, wie demokratisch die Strahlen und der Smog sind. Sie kennen nämlich keine Grenzen. „Not ist hierarchisch, Smog ist demokratisch“, schreibt Beck (1986, 48). Wer die Umwelt schädigt, zieht sich selbst in Mitleidenschaft. Täter werden zu Opfern. Was sie verursachen, fällt auf sie zurück. Beck nimmt somit an, dass die erhöhten

Umweltrisiken das ökologische Bewusstsein und das soziale Engagement fördern. Er betrachtet Risiko bedingte Krisen sogar als Chancen. Sie fordern uns zum Handeln heraus. So verwandelt sich die erste, industrielle Moderne in eine zweite, reflexive, die von hoher Individualität geprägt ist.

Ulrich Beck vertritt seine Individualisierungsthese „jenseits von Klasse und Schicht“ (1986, 121). Drei Aspekte kennzeichnen nach seiner Darstellung wesentliche Prozesse der Individualisierung: erstens die Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen, zweitens der Verlust traditioneller Sicherheiten und drittens neue Formen sozialer Einbindung (dank Wahlmöglichkeiten). Diese Prozesse lassen sich durchaus wahrnehmen und nachvollziehen. Aber hebt die Individualisierung soziale Klassen einfach auf, obwohl die Risiken nach wie vor unterschiedlich verteilt sind? Dass es gut Gebildete gibt, die erwerbslos sind, belegt noch keine gemeinsame Betroffenheit zwischen vermeintlich Klassenlosen. Je nach sozialer Schicht und Kontext vollzieht sich die gesellschaftliche Integration so oder anders. Die Ausstattung mit Ressourcen entscheidet mit, wie sich die Globalität in der Lokalität äußert und die individuelle Identität und Reflexivität prägt.

4. Feine Unterschiede im sozialen Raum

Unterschiedliche Kapitalausstattungen prägen laut dem Soziologen Pierre Bourdieu (1984) die feinen Unterschiede im Umgang mit Risiken. Nach seiner Theorie des sozialen Raums, markiert der Lebensstil den sozialen Ort der Menschen. Angehörige der Oberschicht sind eher in der Lage, einen spielerischen Umgang mit Wissen und Werten zu pflegen als Angehörige der Unterschicht. Bourdieu kritisiert, wie die Entdeckung kultureller Lebensstile dazu führt, die Gesellschaft mehr als Episode denn als Struktur zu betrachten. Konkurrenzbeziehungen zwischen den Handelnden kennzeichnen soziale Felder. Die Teilnahme am Spiel setzt ein Minimum an Einverständnis über die Existenz des Feldes voraus, dem spezifische Mechanismen der Kapitalisierung eigen sind. Nebst dem wirtschaftlichen Kapital (Vermögen) gibt es auch das soziale Kapital (Beziehungen) und das kulturelle Kapital (Bildung).

Bourdieu stellt den sozialen Raum mehrdimensional dar, der sich aus mannigfaltigen autonomen Feldern mit besonderen Formen der Beherrschung zusammensetzt. Dabei lassen sich asymmetrische Beziehungen zwischen Individuen und Gruppen feststellen. Sie verfestigen sich zum Vorteil einzelner und durchkreuzen andere Felder, wie etwa bei dominanten Haltungen von Männern über Frauen. Die Kapitalisierungsformen sind autonom und manchmal rivalisierend; zum Beispiel bei klassischen Konflikten zwischen Besitzenden von ökonomischem und kulturellem Kapital oder zwischen Mächtigen aus der Wirtschaft und Intellektuellen aus der Wissenschaft. Die Kapitalisierungsformen sind auch untereinander vielfältig verschränkt. Einzelne Ak-

teure kumulieren wirtschaftliches, kulturelles und politisches Kapital, während andere weitgehend ausgeschlossen bleiben. Das Feld der Macht ist ein Ort, an dem verschiedene Felder und Kapitalien aufeinander bezogen sind und sich auch Beherrschende bekämpfen.

Pierre Bourdieu verknüpft mit seinem Habituskonzept gesellschaftliche und individuelle Prägungen. Sozialstrukturelle Daseinsbedingungen prägen die Habitusstrukturen, die er als System relativ dauerhafter, sich wandelnder und übertragbarer Dispositionen versteht. Das verinnerlichte (inkorporierte) habituelle Dispositionssystem ist Grundlage für den sozialen Sinn, der die sozialen Akteure leitet. Der Habitus beeinflusst also den Lebensstil, der mit feinen Unterschieden die Zugehörigkeit zu sozialen Klassen dokumentiert, die sich im sozialen Raum positionieren und trotz Individualisierung keineswegs passé sind.

Der Wandel des Risikodiskurses führt von strukturellen zu individuellen Bezügen. In den 1970er Jahren dominierte die Vernunft der Aufklärung. Mit viel Vertrauen in die Ratio und den Versuch, Probleme ursächlich zu ergründen. In den 1980er Jahren verstärkte sich ein Handlungs-Pragmatismus, der, von neuer Omnipotenz besetzt, an das Motto erinnert: heute handeln, morgen denken. In den 1990er Jahren verbreitete sich schließlich ein radikaler Konstruktivismus, der alles relativiert und keinen Anspruch mehr erhebt, soziale Wirklichkeiten ursächlich zu ergründen, zumal unklar zu sein scheint, ob Realitäten überhaupt existieren.

Der Wandel von strukturellen zu individuellen Bezügen zeigt sich auch in risiko relevanten Diskursen. In der Sozialstrukturforschung verdrängen horizontale Analysen der sozialen Differenzierung die vertikalen (oben und unten). Persönliche Lagen und Milieus scheinen im Kontext der Individualisierung soziale Klassen und Schichten abzulösen, obwohl sich soziale Gegensätze bei den Einkommen und Vermögen verschärfen. In der Konfliktforschung konzentrieren sich neue Konzepte darauf, vordergründige Dynamiken zu dekonstruieren. Kritiken der Kritischen Theorie wollen „normativ aufgeladene Begriffe von emanzipatorischen Inhalten befreien“. Strukturelle Analysen betonten vor dreißig Jahren noch, wie Gewalt mitten aus der Gesellschaft kommt. Spätere Analysen wiesen vor allem auf die Bedeutung der familiären und schulischen Sozialisation hin. Heutige Ansätze erklären die Gewalt primär situativ und individuell. Sie heben zufällige Gegebenheiten und die persönliche Lust auf Gewalt hervor und vernachlässigen gesellschaftliche Bezüge. Parallelen zu aktuellen Risikodiskursen sind unverkennbar und werfen die Frage auf, was helfen könnte, Scheuklappen zu lockern. Wichtig ist der umfassende Einbezug der jeweiligen Kontexte. Individuelle Identität lässt sich nur prozessorientiert und mit Bezug auf soziale Realitäten ergründen, denen wir uns permanent anzunähern versuchen, was nie ganz gelingt. Analysen des raschen sozialen Wandels deuten darauf hin, dass sich die soziale Brisanz verschärft. Das wirkt sich auch darauf aus, wie sich Identität in der Glokalität konstituiert.

5. Soziale Brisanz

Soziale Gegensätze sind auch in der Schweiz nicht neu, aber dank Medienberichten über Managerlöhne und über das Verhalten von Begüterten transparenter und brisanter als auch schon. Etlichen alten Reichen genügt es, reich zu sein. Sie geben sich persönlich möglichst bescheiden. „Das alte Velo ist gut genug“, sagen sie zu ihren Kindern. (Mäder/Streuli 2002) Neue Reiche tragen hingegen ihren Luxus eher zur Schau. Sie lassen sich gerne mit ihrer Limousine oder Yacht ablichten. Auch die goldene Uhr gewinnt wieder an Symbolwert. Einfache Leute träumen vielleicht davon, wünschen aber vor allem, dass ihre Kinder eine Lehrstelle finden. Vor zehn Jahren entschuldigten sie sich dafür, kein höheres Salär zu erzielen. Sie dachten, das liege an ihrem eigenen Unvermögen. Sie hätten halt in der Schule besser aufpassen müssen. Heute mehrten sich nach unserer Studie über erwerbstätige Arme (Kutzner/Mäder/Knöpfel 2004) die empörten Stimmen unter ihnen. Während ihr verfügbares Einkommen sinkt, steigen die hohen Vermögen weiter an.

„Wer arbeitet, hat keine Zeit Geld zu verdienen“, sagt ein Reicher, der mit Aktien handelt. Das ist für Jugendliche, die eine Lehrstelle suchen, wenig ermutigend. Mich interessiert, was geschieht, wenn die soziale Kluft weiter zunimmt. Bricht dann der soziale Zusammenhalt auf? Die stärker artikulierte Wut führt bei einzelnen Benachteiligten dazu, sich mehr für eigene Interessen einzusetzen. Die ebenfalls spürbare Verunsicherung erhöht aber die Gefahr, Halt bei populistischen Kräften zu suchen. Das trifft teilweise auch für die steigende Zahl jener Angehörigen der Mittelschichten zu, bei denen trotz erhöhter beruflicher Mobilität das Haushaltseinkommen sinkt, was die soziale Brisanz weiter verschärft. Zum Glück gibt es auch gegenläufige Tendenzen, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt stärken und soziale Sachverhalte weder pauschalisieren noch simplifizieren, sondern differenzieren.

Wir befinden uns laut Ulrich Beck heute im Übergang von der industriellen zur reflexiven Moderne. Wir leben im „Zeitalter des Und“ und bewegen uns von ultimativen Konstellationen zu pluralistischen. Das abwägende „Sowohl-als-auch“ löst das rechtshaberische „Entweder oder“ ab. Damit werden wir der zunehmenden Komplexität mehr gerecht. Aber aufgepasst, es gibt auch eine Offenheit, die zu viel offen lässt. Der Blick für Differenzen könnte indes dazu führen, notwendige Verbindlichkeiten zu definieren und Grenzen zu setzen. Denn wir müssen nicht alles machen, was wir machen können. Zudem sind Risiken recht unterschiedlich verteilt. Da verhält es sich ähnlich wie beim Reichtum. Die einen haben zu viel, andere zu wenig. Und das hat wiederum Konsequenzen. Wer mit vielen Ressourcen ausgestattet ist, betrachtet Risiken eher als Herausforderung. Da erweisen sich Krisen als Chance. Privilegierte machen schon von Kindesalter an die Erfahrung, dass sich in der Bedrängnis irgendwo eine Tür öffnet. Wer hingegen mit dem Rücken zur Wand steht, hat weniger Möglichkeiten frei zu handeln. Wer knapp dran ist und Angst hat, fühlt sich bald überfordert. Er zieht sich zurück, erstarrt oder flüchtet nach vorn und verausgabt sich, ohne zu reüssieren.

6. *Neue Identität und Solidarität*

Zwangsgelassenheiten und enge soziale Kontrollen prägen kleinräumige, gemeinschaftliche Lebensweisen. Sie machen verständlich, weshalb viele Menschen städtische Freiheiten und sachlich distanzierte Sozialbeziehungen favorisieren. Diese erweisen sich aber als recht brüchig und kühl. Das mag die Bereitschaft fördern, wieder verbindlichere soziale Beziehungen einzugehen, und zwar nicht wie früher aus Angst oder Not, sondern frei gewählt. Neue Komplexitäten erfordern und fördern ein Differenzierungsvermögen, das pluralistische Strukturen berücksichtigt. Ältere Identitätskonzepte basierten auf relativ einheitlichen sozialen Voraussetzungen. Die viel gepriesene Authentizität strebte eine möglichst umfassende persönliche Kongruenz (zwischen Anspruch und Wirklichkeit) an. Heute ist es unabdingbar, Identitäten zu entwickeln, die vielfältige Widersprüche zulassen und in der Lage sind, mit Offenheiten umzugehen, ohne alles offen zu lassen und in Beliebigkeit abzudriften. Die neue Identität und Verbindlichkeit konstituieren auch eine Solidarität, die frei gewählt ist und sich nicht aus Not oder Angst konstituiert.

Solidarität bedeutet Zusammengehörigkeit, Verbundenheit. Sie lässt sich auf drei Wurzeln zurückführen: eine republikanische, eine sozialistische und eine katholische. Die republikanische (Volks-)Verbundenheit kommt im Patriotismus zum Ausdruck. Um Gegenmacht, Zusammenhalt und soziale Einrichtungen geht es der Arbeiter-Bewegung. Der Solidarismus der christlichen Sozialphilosophie argumentiert mit der Gleichheit vor Gott. Bedingungen für Solidarität können soziale Ähnlichkeiten, gemeinsame Werteorientierungen, extreme Bedrohungen oder die Einsicht sein, dass eine Gesellschaft auseinander fällt, wenn sich deren Mitglieder vorwiegend am Eigennutz orientieren. Solidarität kann auch den Einsatz für ein Gemeinwesen bedeuten, das niemanden ausschließt. In der Glokalisierung verbinden sich die lokale und globale Solidarität mit einer individuellen Identität, die stets kontextuell mitkonstituiert ist und Widersprüche zulässt, ohne in Beliebigkeit abzudriften. So sind wir immer nur in der Lage, Sichtweisen in Bezug auf andere Sichtweisen einzunehmen. Die neue Identität zeichnet sich durch die Bereitschaft aus, Ambivalenzen einzugehen. Sie entsagt dank glokaler Orientierung jener bedrückenden Gemütlichkeit, die trügerisch Halt verspricht.

Literaturverzeichnis

- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Suhrkamp: Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1984): Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Suhrkamp: Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1997): Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Universitätsverlag: Konstanz.
- Buss Notter, Andrea (2006): Soziale Folgen ökonomischer Umstrukturierungen (Dissertation). Universitätsverlag: Konstanz.
- Dahrendorf, Ralf (2002): Über Grenzen. Lebenserinnerungen. C.H.Beck: München.
- Erikson, Erik H.(1975): Dimensionen einer neuen Identität. Suhrkamp: Frankfurt a.M.
- Gruen, Arno (1987): Wahnsinn und Normalität. Dtv: München.
- Keupp, Heiner (1999/2002): Identitätskonstruktionen. Rowohlt: Hamburg.
- Kutzner, Stefan/ Mäder, Ueli/ Knöpfel, Carlo (Hg.) (2004): Working poor in der Schweiz: Wege aus der Sozialhilfe. Rüegger: Bern.
- Mäder, Ueli/ Streuli, Elisa (2002): Reichtum in der Schweiz. Rpv: Zürich.
- Paetow, Michael (2006): Wie haben wir das überlebt? Weltbild Buchverlag: Augsburg.
- Robertson Roland (1998): Glokalisierung. Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit. In: Ulrich Beck, Perspektiven der Weltgesellschaft. Suhrkamp: Frankfurt a.M., S. 192-221.
- Sartre, Jean-Paul (1960) : Sartre, Questions de méthode. Gallimard: Paris.
- Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin Verlag: Berlin.
- Zonabend, Françoise (1989): La Presqu'île au nucléaire. Odile Jacob: Paris.





Teil 3

ZUKUNFTSRAUM OBERRHEIN





Klaus Wenger

Auf dem Weg zu einer Europäischen Öffentlichkeit

„Wenn es nicht binnen kurzem gelingt, die Bewegung für Europa neu aufzubauen, wird die bereitwillige Stimmung vergehen oder sich in Verbitterung verkehren und anderen Idealen zuwenden“. Nein, dies war kein Kommentar zu den gescheiterten Verfassungsreferenden in Frankreich und den Niederlanden; dieses Zitat stammt aus einem Dokument, das ein Staatssekretär im Auswärtigem Amt seinem Bundeskanzler zukommen ließ: es war der spätere Kommissionspräsident – Walter Hallstein – und dies vor über 50 Jahren, am 30. März 1955. Man kann über die Aktualität dieser Beschreibung der Stimmungslage in der Europäischen Gemeinschaft nun erleichtert oder bestürzt sein: dieses Zitat und die gegenwärtige Suche nach einem Ausweg aus der Verfassungsdebatte und der damit verbundenen institutionellen Blockage unterstreichen eines sehr deutlich: Wir werden die europäische Einigung nicht weiter voranbringen, wenn es nicht gelingt, den Diskurs über Europa positiv zu besetzen und eine europäische Öffentlichkeit herzustellen, aus der sich dann nach und nach ein ‚espace public européen‘ entwickelt.

Anders – oder mit den Worten des ehemaligen Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg – Erwin Teufel – ausgedrückt: „Man kann Europa nicht den Bürgern über den Kopf stülpen, sondern man muss Europa von unten aufbauen“. Leider ist dieser Hinweis auf die demokratische Verankerung und Legitimation einer europäischen Ordnung – und damit einer wie auch immer gearteten europäischen Identität – während den Beratungen des Verfassungskonvents viel zu wenig beachtet worden. Und so ist es kein Wunder, dass seit den gescheiterten Referenden in Frankreich und den Niederlanden die in diese Verfassung gesetzten Hoffnungen – mitsamt den an diese geknüpften Erwartungen für eine Dynamisierung des europäischen Einigungsprozesses und die Entstehung eines ‚espace public européen‘ – einer ziemlichen Ratlosigkeit, wenn nicht sogar Europamüdigkeit gewichen sind.

Zwar hat der Verfassungskonvent seine Beratungen weitgehend unbeachtet von den Medien und der öffentlichen Meinung geführt, in einem aber waren sich die Mitglieder des Konvents und die Medien einig: nämlich darin, dass die Verfassung ein wichtiger Baustein auf dem Weg zu einer europäischen Identität und Öffentlichkeit sein werde. Seit zwei Jahren aber befindet sich Europa in einer Identitätskrise und eine Europäische Öffentlichkeit allenfalls im Stadium eines politisch gewünschten Embryos.

Sicher ist es richtig, dass es „für die Entstehung einer solchen transnationalen Öffentlichkeit innerer Probleme <bedarf>, die gemeinsam sind und öffentlich diskutiert und

bearbeitet werden“¹. Diese gemeinsamen Themen gibt es zuhauf. Doch werden sie derzeit noch weitgehend unter unterschiedlichen nationalen, gesellschaftlichen und kulturellen Gesichtspunkten diskutiert, obwohl sie im Zuge der Globalisierung eine zunehmend transnationale Dimension und damit europäische Relevanz gewinnen. Ich erwähne hier nur die Krise des Sozialstaats, den demografischen Wandel unserer Gesellschaften, die Frage nach der Integration religiöser, kultureller oder sonstiger Minderheiten in unser immer komplexer werdenden Gesellschaften. All diese Zukunftsdebatten, die im Rahmen einer europaweiten Öffentlichkeit geführt werden könnten – ja müssten, finden derzeit lediglich im überkommenen Rahmen des Nationalstaats statt.

Damit sind wir aber auch noch Meilen entfernt von einer ‚citoyenneté européenne‘ als einer Voraussetzung für politisches Engagement in einem demokratisch verfassten Gestaltungsraum Europa, der über die Grenzen der nationalstaatlichen Demokratien hinausragt und diese – im Idealfall – aufhebt. Der „citoyen de l’Europe“ – der dem Göttinger Historiker Rudolf von Thadden vorschwebt – ist der seiner unterschiedlichen nationalkulturellen Herkunft bewusste, für andere Kulturen und Gesellschaftsformen offene Bürger – im Sinne des französischen Citoyen –, der an einem die nationalen Grenzen übergreifenden öffentlichen Diskurs teilnimmt. Dessen Kernthema wiederum ist die Ausgestaltung Europas zu einem gemeinsamen demokratischen und soziokulturellen Lebensraum.

Citoyenneté und identité européennes setzen Bürger voraus, die sich ihrer unterschiedlichen geographischen, nationalen und sozialen Herkunft und Verankerung bewusst sind, sich in diesem Bewusstsein aber nicht von anderen abgrenzen, sondern sich diesen bewusst öffnen. La „reconnaissance de l’altérité“ – die Respektierung des Andersseins – ist die Grundlage einer Dialogbereitschaft und Dialogfähigkeit, auf denen der öffentliche Diskurs im Rahmen eines „espace public européen“ beruht. Diese sind zugleich auch eine persönliche und kollektive Bereicherung, wie der deutsche Soziologe Ulrich Beck feststellt: „Ceux qui intègrent le point de vue de l’autre à leur perspective existentielle apprennent plus de choses sur eux-mêmes et sur les autres“².

Demokratisches Bewusstsein und demokratische Öffentlichkeit – im Sinne von Jürgen Habermas – fußen im Rahmen des Nationalstaats auf der Verfassung und bedürfen auch bei einer suprastaatlichen Ordnung einer gemeinsamen Grundlage. Insofern ist das Scheitern der Verfassungsreferenden in Frankreich und den Niederlanden nicht nur ein Betriebsunfall auf dem Weg nach Europa, sondern zwingt auch dazu, die konstitutiven Elemente einer europäischen Identität zu überdenken.

1 J. Kocka, Wege zur politischen Identität Europas. Europäische Öffentlichkeit und europäische Zivilgesellschaft. Zitiert nach: www.fes-online-akademie.de, S.3.

2 U. Beck, Pour un empire européen (Das kosmopolitische Europa) ; zitiert nach „Le Monde des livres“ 4.5.2008, S.8.

Idealer hätten wir über die europäische Verfassung nicht nach einzelstaatlichen Kalendarien, sondern an einem Tag in allen 25 Mitgliedsstaaten entscheiden sollen. So hätte sich die einmalige Chance einer die nationalstaatlichen Grenzen übergreifenden gesamt-europäischen Debatte über die ethischen Grundlagen und Werte sowie die ökonomische, soziale und kulturelle Ausgestaltung des Lebensraums Europa geboten. In einer solchen europaweiten Debatte um Sinn und Orientierung der Europäischen Gemeinschaft hätten die Fundamente einer europäischen Öffentlichkeit gelegt werden können.

Der Schock der gescheiterten Verfassungsreferenden aber hat auch Europa als öffentlichen Raum beschädigt: denn die Debatte über die künftige Gestalt der Union wird wieder überwiegend im nationalen Rahmen geführt oder aber auf die Ebene von Regierungskonsultationen und Gipfelkonferenzen geschoben. Die Hauptfigur der Europäischen Union ist heute nicht mehr der Bürger, sondern der Beamte, wie der tschechische Präsident Vaclav Klaus zutreffend bemerkt. Die Weiterentwicklung der Europäischen Gemeinschaft aber kann nicht mehr allein über Staatsverträge und institutionelle Kooperationen vorangetrieben werden. Es bedarf vielmehr auch einer breiten Verständigung der Bürger über die Grundlagen, Zielsetzungen und die Ausgestaltung einer solchen Gemeinschaft. Diese Debatte aber wird gegenwärtig allenfalls zögerlich und unter Ausschluss der Öffentlichkeit in Brüssel, Straßburg oder in den nationalen Parlamenten geführt. Auch die Medien widmen europäischen Themen auffallend weniger Raum; eine Selbstverständigung der europäischen Bürger, also der Citoyens, bleibt auf den überschaubaren Rahmen von Kolloquien, auflagenschwachen Zeitschriften oder Gesprächsrunden nach Mitternacht beschränkt. Der ‚espace public européen‘ setzt sich derzeit also bestenfalls aus untereinander kaum vernetzten Teil-Öffentlichkeiten zusammen.

Auch der französische Präsidentschaftswahlkampf hat deutlich gezeigt, wie wenig Europa und europäische Themen und Fragestellungen „in“ sind. Alle Kandidaten haben das Thema Europa wie heiße Kartoffeln angefasst und sich hierzu eher durch beredtes Schweigen geäußert. Dies war unter wahltaktischen Überlegungen sicher klug, für den europäischen Dialog aber verheerend und aufschlussreich zugleich. Denn im Gegensatz zu den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg und nach dem Fall des Eisernen Vorhangs ist Europa bei vielen Menschen heute mit negativen Konnotationen und Vorurteilen verbunden.

Europa steht nicht mehr für ein friedliches Miteinander und die Überwindung nationalstaatlicher, konfessioneller oder sozio-ökonomischer Konflikte, sondern weckt immer stärker Ängste und Sorgen: Zukunftsängste, die vor allem durch die fortschreitende Globalisierung ausgelöst werden. Immer häufiger werden die Folgen und Ängste der Globalisierung auf Europa projiziert, woran die nationalen Politiker fleißig mitgearbeitet haben. Nach dem Desaster des Zweiten Weltkriegs stand Europa in den westeuropäischen Staaten für den Aufbruch in eine friedliche, demokratische, freiheitliche und sozial gerechte Gesellschaftsordnung, der sich auch die osteuropäischen Staaten nach dem

Fall der Mauer anschließen wollten. Heute aber wird von vielen die Verlagerung der politischen Entscheidungsebene nach Brüssel als Bedrohung eben dieser Ordnung angesehen. Es kommt – teilweise durchaus politisch gefördert – zu einer Wiederbelebung, wenn nicht gar Rehabilitierung des Nationalstaats als einzigem Garant für diese Ordnung. Die Ausblendung Europas aus dem französischen Wahlkampf ist hierfür ebenso bezeichnend wie die Rückbesinnung auf so genannte nationale Werte in vielen mittel- und osteuropäischen Ländern, denen der Postkommunismus nicht den Weg ins Nirwana eines europäischen Wohlfahrtsstaats geöffnet hat.

Die durch den raschen sozio-ökonomischen Wandel ausgelöste Beunruhigung löst bei vielen Menschen ein starkes Bedürfnis nach Sicherheit aus. Einer Sicherheit, die Europa noch nicht und der Nationalstaat nicht mehr bieten kann. Man wird aber die Menschen nur dann für Europa gewinnen können, wenn es gelingt, auch die Ängste und Hoffnungen in den politischen Diskurs zu integrieren, wie der ehemalige polnische Außenminister Bronislaw Geremek in DIE ZEIT mahnt: „Wir müssen begreifen, dass wir den Kampf um die Bürger verlieren, wenn wir sie emotional nicht erreichen und keinen Weg finden, sie in den politischen Prozess einzubinden“.

Dieser Herausforderung und Aufgabe müssen sich die politisch Verantwortlichen auf der nationalen wie der europäischen Ebene stellen. In den Parlamenten müssen wieder die Debatten über die Gestaltung und die Zukunftsfragen unserer Gesellschaft geführt werden – und nicht nur in den Beratungen der europäischen Instanzen über den Krümmungsgrad von Bananen und die Angleichung der Mautgebühren. Das Europäische Parlament ist aufgefordert und herausgefordert, sich solchen Debatten zu stellen, und über eine überzeugende Definition seiner Identität und seines Handlungsspielraums auch die Identifizierung seiner Wähler mit Europa zu erzwingen. „Man braucht mit der Parlamentarisierung der europäischen Institutionen nicht zu warten, bis eine europäische Öffentlichkeit entstanden ist. Man kann die Entstehung einer europäischen Öffentlichkeit auch durch Parlamentarisierung der europäischen Institutionen fördern, hervorbringen und erzwingen. Jeder Schritt, der das Europäische Parlament stärkt und seine Arbeit sichtbar und auch die Tätigkeit der Kommission transparenter macht, wird – vermutlich – zur Herausbildung einer europäischen Öffentlichkeit beitragen. So sehr wie europäische transnationale Politik wenigstens Elemente einer transnationalen Öffentlichkeit voraus setzt, so sehr wirken sie umgekehrt darauf ein. Der Aufbau einer europäischen Öffentlichkeit und der Abbau des europäischen Demokratiedefizits gehören zusammen.“³

Neben den politisch Verantwortlichen kommt aber auch den Medien eine tragende Rolle bei der Herausbildung einer Europäischen Öffentlichkeit zu. Dabei stehen wir jedoch vor dem Paradox, dass eine Öffentlichkeit ohne die Medien nicht vorstellbar ist, die Medien in Europa jedoch national, beziehungsweise lokal strukturiert sind.

3 J. Kocka, a.a.O. (Anm.12)

Die Printpresse ist schon auf Grund der Sprachenvielfalt allenfalls in der Lage, die Berichterstattung über europäische Themen zu intensivieren, sie kann aber eine transnationale Debatte nicht organisieren oder gar führen. Ähnliches gilt für den Hörfunk und mit Einschränkungen auch für das Internet. In diesem allerdings lassen sich in jüngster Zeit interessante Ansätze zu einem die Sprachgrenzen überschreitenden transnationalen Dialog beobachten: Die Internetplattform „cafetabel.com“ versteht sich als ein „magazine de l’Europe“, als ein europäisches Informationsmagazin, das politische Themen gerade nicht nur unter dem nationalen Blickwinkel beobachten will. Die dazu gehörende Blogosphäre (Babelblog) steht jedermann offen, so dass sich hier eine völlig neue Form des interkulturellen, transnationalen Dialogs entwickeln könnte. Die große Zahl solch interaktiver Blogs, die den französischen Wahlkampf mitgeprägt haben, lässt erwarten, dass sich hier eine neue Dimension der europapolitischen Debatte abzeichnet, die vor allem jüngere Bürger anspricht.

Kommen wir zu dem Medium, an das mit Blick auf die Herausbildung einer europäischen Öffentlichkeit die größten Erwartungen geknüpft sind: Das Fernsehen. Dieses wird auch im Zuge der Digitalisierung der Verbreitungswege und der dadurch begünstigten Sender- und Programmvielfalt – aber auch einer damit verbundenen Zersplitterung der Publika – noch lange eines der wichtigsten Massenmedien und Kommunikationsmittel bleiben. Und – es ist neben dem Kino das Medium, dessen Kommunikationsprozesse sich zugleich auf der kognitiven wie der emotionalen Ebene abspielen. Damit stellt sich denn auch die Frage, wie sich Europa in diesem – in erster Linie bildorientierten – Medium kommunizieren lässt.

Können Fernsehbilder dazu beitragen, den europäischen Dialog zu fördern; mit welchen Themen und Formaten lässt sich dieser Dialog inhaltlich gestalten, wie prägen diese die Konturen einer europäischen Öffentlichkeit? Mit diesen Fragen ist ein Sender wie ARTE, aus dessen Erfahrung ich jetzt sprechen möchte, in der täglichen Arbeit konfrontiert. Er lebt vom interkulturellen Dialog und ist damit auch Versuchslabor zur Erlernung und Erprobung europäischer Öffentlichkeit.

Dennoch: die Erwartungen an das Fernsehen sollten nicht überzogen werden: Zwar bringen die neuen Technologien den Zuschauern mehr Freiheit in der Wahl ihrer Programme. Zugleich bedeutet die damit einhergehende Banalisierung und Fragmentarisierung des Programmangebots aber auch einen Rückschritt, mit dem ein Stück Demokratiekultur verloren geht. Das Programmangebot öffnet immer seltener ein Fenster zur Welt und lädt immer häufiger in die lokale oder mentale Nische ein. Respekt und Fairness vor der Leistung des Andersdenkenden wird uns im Leitmedium Fernsehen immer seltener abverlangt werden, wie der Münchner Kulturphilosoph Julian Nida-Rümelin konstatiert. Ein zweiter, ebenfalls zur Nachdenklichkeit mahnender Aspekt ist die geringe Akzeptanz europaweit verbreiteter Programme – wie etwa Euronews. Sie zeigt auch die Schranken auf, die einer grenzüberschreitenden Zusammenarbeit im Fernsehen gesetzt sind.

Fernsehen als audiovisuelles Massen- und Freizeitmedium wird auch in Zukunft in erster Linie nationalkulturell verankert sein – dies gilt für die audiovisuelle Kreativität und Produktion wie für die Rezeption. Ein europäisches Fernsehen, das diese Grundvoraussetzung ignoriert, wird scheitern, weil es seinen Zuschauern keine Identifizierungsmöglichkeiten mit den angebotenen Inhalten bietet. Deshalb müssen die Stoffe und Themen so aufbereitet werden, dass sie auch von Menschen unterschiedlicher national- oder soziokultureller Verankerung verstanden und emotional nachempfunden werden können. Die vielen gescheiterten wie die wenigen gelungenen Versuche europäischer Koproduktionen bei Krimiserien oder Fernsehspielen zeigen jedoch, wie schwer es ist, entsprechende Stoffe, Dramaturgien und Erzählformen zu finden. Auch deshalb bietet ein binationales Fernsehprogramm wie ARTE ein einmaliges Lehr- und Lernfeld für eine Bild- und Fernsehsprache, die in einen audiovisuellen europäischen Dialog einmünden kann, und die sich nicht mehr an den Konsumenten im Fernsehzuschauer wendet, sondern an den ‚citoyen‘.

Denn ein binationaler Fernsehsender sieht sich im Unterschied zu nationalen Rundfunkanstalten mit einer doppelten Herausforderung konfrontiert: Zum einen sind schon die Programmacher selbst von unterschiedlichen Denk- und Verhaltensmustern geprägt, zum anderen müssen bei der konkreten Programmarbeit auch die unterschiedlichen Vorstellungswelten – also das Imaginaire – der Publika in beiden Ländern berücksichtigt werden. Denn dieses europäisch konzipierte Fernsehprogramm nährt sich aus den unterschiedlichen Erfahrungs- und Bilderwelten. Es wendet sich an Zuschauer, deren Rezeptionsmuster und Verständnisswelten wiederum unterschiedlich geprägt sind. Während ein Journalist oder Filmautor im nationalen Fernsehen davon ausgehen kann, dass seine Texte und Bilder vom Zuschauer ohne größere Anstrengungen verstanden und eingeordnet werden können, muss der Autor oder Regisseur bei ARTE berücksichtigen, dass große Teile seines Publikums in einem anderen Verstehenshorizont leben. Gerade diese unterschiedlichen kulturellen Kontexte bilden wiederum den Ansatzpunkt für einen interkulturellen Dialog in diesem Medium.

ARTE befindet sich also in einem Spannungsfeld, das von jeweils unterschiedlichen Medienstrukturen, kulturellen und soziopolitischen Fragestellungen, Bildsprachen und Fernsehästhetiken, aber auch Erwartungshaltungen und Sehgewohnheiten geprägt ist. Dies wird deutlich an dem besonders schwierigen und sensiblen Feld der Nachrichten, und damit der journalistischen Arbeit des Senders. Gerade die Auffassung von der gesellschaftlichen Verantwortung und damit das Selbstverständnis journalistischer Arbeit sind diesseits und jenseits des Rheins auch von der politischen Geschichte beider Länder geprägt.

Die tägliche Nachrichtensendung ARTE-Info ist Spiegel und Ausdruck dieser Gratwanderung. Dies beginnt bei der Gewichtung einzelner nationaler Ereignisse und deren Einschätzung für die Relevanz im anderen Land und damit für die zu erwartende Aufmerksamkeit beim jeweils anderen Publikum.

Wie soll es da erst gelingen, in beiden Ländern Menschen für das Thema Europa zu begeistern? Und doch finden sich hier mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede in der journalistischen Tagesarbeit. Wie den nationalen audiovisuellen Medien insgesamt fällt es auch ARTE besonders schwer, die Arbeit der europäischen Institutionen und deren Auswirkungen auf den Lebensalltag der BürgerInnen Europas in Bilder zu fassen und – im doppelten Wortsinn – „anschaulich“ zu vermitteln. Das liegt zu einem nicht unerheblichen Teil daran, dass es nur wenige mit europäischen Themen und Ereignissen identifizierbare Gesichter gibt, dass sich also gerade die europäische Politik der für das Medium Fernsehen erforderlichen Visualisierung durch Personalisierung entzieht. Es ist keineswegs ein Zugeständnis an die ‚yellow-press‘, wenn man wie der langjährige Europa-Korrespondent der ARD in Brüssel, Heiko Engelkes, dieses Dilemma mit der provokanten Forderung nach einem „europäischen Monarchen“ auf den Punkt bringt. Die Personalisierung der europäischen Politik geschieht im Fernsehen immer noch stärker über die jeweils in Straßburg, Brüssel oder einem anderen europäischen Konferenzort aus ihren Limousinen steigenden nationalen Repräsentanten als über die Mitglieder der Europäischen Kommission oder des Europäischen Parlaments – und so gelingt es auch nicht, den Fernsehzuschauern über Personen eine Identifizierung mit Europa zu ermöglichen. Erschwerend kommt hinzu, dass die Mitarbeiter der EU-Kommission in Brüssel einen schwerverständlichen und kaum in Bilder übersetzbaren „Soziolekt“ aus Kürzeln und Fachbegriffen sprechen, der Außenstehende eher abschreckt und mit dazu beiträgt, dass europäische Themen so wenig attraktiv sind.

Dennoch zählt diese Form der journalistischen Berichterstattung über Europa zum alltäglichen (Schwarz-)Brot des Senders. Darüber hinaus aber bemüht sich ARTE, europäische Themen und Geschichten auch in anderen Formaten zu behandeln. Im Gegensatz zu den auf Emotionalisierung verzichtenden Nachrichtensendungen gilt für dokumentarische und fiktionale Formate, dass sie dem Zuschauer einen emotionalen Zugang zu der aufgegriffenen Thematik ermöglichen sollen – zum Beispiel über Personen, mit denen sich der Zuschauer identifizieren kann, oder aber, indem man ihn in seinem Alltag „abholt“.

Personalisierung und Lebensnähe sind beispielsweise die Grundelemente einer täglichen Reportage-Reihe unter dem Titel „Gesichter Europas“. Hier stehen Menschen aus allen Regionen Europas im Mittelpunkt; Menschen in außergewöhnlichen Lebenssituationen, in unbekanntem Umgebungen; Menschen mit beeindruckenden, emotional bewegenden Geschichten, die dem Zuschauer auch die sympathischen Seiten Europas näher bringen und auf diese Weise – um mit Kommissionspräsident Barroso zu sprechen – „Europa eine Seele geben“.

Dokumentationen und Dokumentarfilme bieten Foren der Beobachtung und Begegnung mit Menschen unterschiedlicher Horizonte und Lebensformen und zwingen den

Zuschauer, sich mit den fundamentalen Fragen unserer Zeit aus ungewohnten Blickwinkeln auseinander zusetzen. Auch so entsteht zumindest in Ansätzen ein virtueller interkultureller Dialog.

Nicht zu unterschätzen ist der Beitrag von fiktionalen Formaten zu einem Dialog, der auch das „Imaginaire“, die Bilderwelten, mit einbezieht. Denn gerade die Mischung aus unterhaltenden, erzählerischen und emotionalen Momenten erlaubt es, Themen und Fragestellungen aufzugreifen, die sich dem journalistischen Zugriff weitgehend verschließen. Der emotionale Zugang und die an individuellen Schicksalen orientierten Geschichten erlauben es dem Zuschauer, sich auf Fremdes und Ungewohntes einzulassen. So schildern in dem Kurzfilmprojekt „Grenzgänger“ Filmemacher aus 5 europäischen Ländern die Schwierigkeit, in einem (anderen) Land der europäischen Union Fuß zu fassen und sich heimisch zu fühlen. Zwischen Vergangenheit und Zukunft, dem Erbe des Zweiten Weltkriegs und der Utopie einer besseren Welt erzählt „Grenzgänger“ von Menschen, die auf der Suche sind und sich aufmachen, persönliche, biografische Grenzen zu überwinden, und sucht so Antworten auf die zentrale Frage nach den Bausteinen einer europäischen Identität. Der Kinofilm von Hannes Stöhr „One day in Europe“ beispielsweise zeigt mit hinreißender Situationskomik, wie sich die Vielfalt der europäischen Kulturen in einem babylonischen Sprachgewirr ausdrückt, und sich aus diesem multilingualen Chaos neue Formen der Verständigung entwickeln.

Zugleich wird durch die Zusammenarbeit mit Autoren, Regisseuren und Produzenten aus fast allen Ländern der europäischen Union zunehmend ein Netzwerk für ein europäisches Qualitätsfernsehen geknüpft. Dieses trägt dazu bei, in den Programmen die unterschiedlichen Identitäten zu wahren, zu zeigen, in Kontrast zu setzen und Europa in all seinen Facetten zu beleuchten.

So wird der Zuschauer in die Lage versetzt, sich sein eigenes Bild vom jeweils anderen zu machen, sich damit auseinander zu setzen und somit in einen – zumindest virtuellen – Dialog mit der jeweils anderen Bilderwelt zu treten. Auf diese Weise kann Fernsehen einen Beitrag zum Dialog der Kulturen leisten: Nicht nur durch sachliche Information, sondern auch durch die Möglichkeit, in die Lebens- und Vorstellungswelten anderer Nationen einzutauchen. Dieser Perspektivenwechsel zwingt Autoren und Zuschauer, auf die rein nationale Sicht zu verzichten und sich für den anderen zu öffnen. Deshalb bilden „Offenheit“ und „Respekt“ nicht nur die Leitwerte des Fernsehsenders ARTE, sondern sind Grundhaltungen auf dem Weg zu einer dialogfähigen europäischen Öffentlichkeit.

Im Rückblick auf 15 Jahre deutsch-französische Programmarbeit bleibt aber auch selbstkritisch festzuhalten, dass sich ein europäisches Publikum nicht „programmieren“ lässt. Gerade das Medium Fernsehen ist – auch und gerade dort, wo es die

kulturellen Lebensformen widerspiegelt – Ausdruck und Abbild national-kultureller Gegebenheiten, auf deren Veränderung es nur sehr begrenzt Einfluss nehmen kann. Wer also über Fernsehen eine europäische Öffentlichkeit erreichen und zur Förderung europäischen Bewusstseins beitragen will, sollte die nationalkulturelle Substanz dieses Mediums akzeptieren. Aus dieser Substanz lassen sich die Themen und Erzählformen entwickeln und im stetigen Perspektivenwechsel so in Beziehung zueinander setzen, dass hieraus eine Form des interkulturellen Dialogs entsteht.

Wenn sich Woche für Woche über 15 Millionen Menschen unter mehreren Dutzend Fernsehkanälen für ein Programm entscheiden, das sich aus der kulturellen Vielfalt Europas speist und die bewegenden gesellschaftspolitischen Fragen aufgreift, ist damit ein Grundstein für eine europäische Öffentlichkeit gelegt. Einer Öffentlichkeit, die vom Bewusstsein geprägt ist, bei aller nationalen Unterschiedlichkeit einem gemeinsamen geopolitischen und soziokulturellen Lebensraum anzugehören. Damit leistet auch das Medium Fernsehen einen quantitativ vielleicht noch bescheidenen, qualitativ aber nicht zu unterschätzenden Beitrag zu einem Europa, das sich seiner kulturellen Identität mit Hilfe seiner Mythen, Bilder und Geschichten bewusst wird. Oder – um dem Präsidenten der Europäischen Filmakademie und Grandseigneur des europäischen Kinos Wim Wenders das Schlusswort zu geben: „Es wird keine europäische Identität geben, kein verbindendes Element, solange es uns nicht gelingt, unsere eigenen Mythen, unsere Gefühle, unsere Geschichten in Bilder zu setzen und diese zu sehen.“



*Podiumsdiskussion I***Zukunftsraum Oberrhein**

Moderation:

Prof. Dr. Frank Baasner,

Direktor des Deutsch-Französischen Instituts Ludwigsburg

Podium:

Alfons Bank, Stabsstelle für grenzüberschreitende Zusammenarbeit, Regierungspräsidium Freiburg*Dr. Sabine Eggmann*, Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Universität Basel*Peter Felber*, Kommunikationsberater, int/ext Communications AG, Basel*Sebastian Kölliker*, Junger Rat Basel*Prof. Dr. Georg Kreis*, Leiter des Europainstituts der Universität Basel*Dr. Klaus Wenger*, Geschäftsführer von ARTE Deutschland***Baasner:***

Vielen Dank, dass sie mich als Exterritorialen zu dieser Veranstaltung eingeladen haben. Ich bin nämlich nicht oberrheinisch „beheimatet“, denn Ludwigsburg liegt ja schon im Württembergischen Teil des Landes Baden-Württemberg und ist daher Ausland. Aber vielleicht ist dies gerade Legitimation, um von außen auf die Oberrheinregion schauen zu können. Ich habe gerne ihre Bitte, hier mitzuwirken, angenommen. Nicht nur, weil Basel immer eine Reise Wert ist, sondern weil das Thema, das sie beschäftigt, in das eigene Beschäftigungsspektrum meines Instituts fällt. Von daher kam mir diese Einladung wie gerufen, um einige Dinge einzubringen.

Ich könnte jetzt auch ganz alleine reden und es eine Weile machen. Als Moderator aber werde ich jetzt versuchen, all die verschiedenen Aspekte unter einen Hut zu bekommen, die über PR, Volkskunde, politische Verwaltung, die Inkarnation der Jugend bis hin zur Schweizer Zeitgeschichte reichen. Deshalb wage ich jetzt einen rasanten Übergang:

Herr Wenger hat sich geweigert, über den Raum „Oberrhein“ als solchen zu sprechen. Das ehrt ihn, weil man, wenn man über relativ begrenzte Räume spricht,

auffassen muss, nicht zu provinziell zu werden. Aber er hat uns zwei Stichworte gegeben, die wir gleich aufgreifen sollten. Sie haben gesagt, dass ARTE, dieses wunderschöne Experiment, das sie nun maßgebend mitprägen, so eine Art Experimentierraum oder Versuchslabor sei. Und dann haben sie noch über Grenzgängertum gesprochen.

Wir wissen: Es gibt jahrzehntelange Bemühungen, gerade dieses Versuchslabor Oberrheinregion zu gestalten, also genau das, worüber wir heute reden wollen. In diesem Sinne fangen wir also nicht bei Null an. Es gibt eine Fülle von Einrichtungen wie auch einen großen Erfahrungsschatz, und dennoch hat man so das Gefühl, irgendetwas tritt auf der Stelle. Es scheint, dass es bislang noch keinen qualitativen Sprung gegeben hat.

Ich möchte die Frage ans Podium weitergeben. Wo ist für sie der eine zentrale Knackpunkt, um den es ihnen gehen würde.

Ich möchte dies zunächst Frau Eggmann fragen: Macht der volkswissenschaftliche Ansatz irgendeinen Punkt besonders relevant?

Eggmann:

Die Volkskunde bringt gerade das Sprengpotential in die Mitte, weil wir nämlich nicht mehr gerne Volkskundler sein wollen. Denn gerade in der Volkskunde geht es um die Festschreibung von Räumen, .d.h. um Homogenisierung und Gleichsetzung von Dingen, die jetzt im Gegenzug unter dem neuen Begriff der Kultur ausdifferenziert wird. Ausdifferenziert heißt: in Komplexität aufzulösen gesucht wird, falls man das kann. Und von daher ist sicher ein gutes Stichwort gegeben: Wir pendeln auch in den Untersuchungen dessen, was schon ist und was sein wird, zwischen Homogenisierung, die auch Selbstzuschreibung sein könnte, und Differenzierung. Es geht also um den Versuch, weniger die Strukturen einer Gesellschaft oder eines Raumes als vielmehr die Subjekte in ihrer Lebenswelt zu verstehen. So sind zentrale Fragestellungen: Was ist unter diesem Raum eigentlich gedacht? Wie lebt es sich dort? Ist dies überhaupt ein gemeinsamer Raum?

In Hinblick auf dessen mögliche Zukunft möchte ich sagen: Wenn sie die Begriffe Experimentierraum oder Versuchslabor aufgeworfen haben, denke ich zuallererst an „große Ratten“. Und da stellt sich mir die große Frage: Wer sind die Ratten? Wer steuert sie? Sollen sie überhaupt gesteuert werden? In welchem Maß? Wie sollen sie darin leben? Und schließlich: Wer macht die Versuchsanordnung?

Baasner:

Herr Bank, gleich an Sie weiter! Sie sind gut platziert, um zu wissen, dass dieses Thema „Zukunft Oberrhein“ auf der politischen Agenda ganz oben steht. Es gibt ja Pläne, gerade auch in Hinblick auf die politische Weitergestaltung des Raumes. Sie sitzen bestimmt in 20 verschiedenen politischen Gruppen, Untergruppen, Kommissionen, denn daran mangelt es ja nicht. Wenn Sie jetzt mal – sozusagen ganz politisch unkorrekt – äußern könnten, gebe es da etwas, was sie besonders umtreibt in Hinblick auf die Zukunft. Könnten Sie da so zuspitzen?

Bank:

Zunächst möchte ich sagen, dass ich nicht in zig unterschiedlichen Gruppen oder Arbeitsgruppen bin, sondern in zig unterschiedlichen Kommunikationsräumen, in denen die grenzüberschreitende Lebenswirklichkeit in Stücken abgebildet wird. Ich bin eigentlich der Meinung, dass unsere Zukunft ganz wesentlich davon abhängt, wie wir unser Miteinander als einen Prozess begreifen, der in eine gemeinsame Interessenlage überführt werden kann. Eine Interessenlage, die sowohl im grenzüberschreitenden oberrheinischen Kontext, als auch im europäischen Kontext gesehen werden muss.

Baasner:

Weiter zu meiner linken. Herr Felber, Sie sind ein PR-Mann? Was kann man für die Oberrhein tun?

Felber:

Da würde ich mit der These von Herrn Peter Glotz gehen, dass man Events, Ereignisse schaffen muss. Das ermöglicht Erlebnisse. Dazu braucht es einen langen Atem. Das Gefühl, dass da in der Region nichts ginge, hängt damit zusammen, dass man immer auf die Uhr schaut und fragt, ist schon etwas Neues geschehen? Noch ein Zweites: Ereignisse kann man nicht schaffen, nur Rahmenbedingungen und Kommunikation kann keine Wirklichkeit verändern, das weiß der PR-Mann! Die besten Rahmenbedingungen für Events, die nachhaltige Erlebnisse schaffen, sind die, wo man durch den Event ein starkes, neues, gemeinsames Erlebnis schafft und da eine neue Identität erlebbar machen kann.

Lassen Sie mich ein Beispiel machen:

Baselland und Basel-Stadt sind dabei, die Bevölkerung zu sensibilisieren. Da kommt mit der EURO 2008 ein riesiges Europaereignis. Man denkt daran, die Region als Gastgeberregion zu profilieren. Dabei denkt man dabei an Baselland und Basel-Stadt. Dabei wäre dieses Fest doch die Chance, die Leute grenzüberschreitend zu mobilisieren. Die Badener und Elsässer müssten da doch Mitgastgeber sein. Dann könnten wir als Region sagen: Das ist unser Event, wir empfangen Europa – und daran könnte man in seiner Identität wachsen. Doch man hat in Basel immer die Angst, dass dies alles nicht geht. Es braucht manchmal etwas Großes von außen, und dies könnte die Basel-Region begreifen, um im nächsten Jahr ein riesiges Eurodistrikt-Fest zu organisieren. Die Gastgeberschaft für die EURO 08 am Austragungsort Basel.

Baasner:

Dieses „Ach, das schaffen wir nicht“ findet sich wohl nicht nur in Basel, sondern lässt sich auch im Elsass oft antreffen. Aktuelles Beispiel: Straßburg bewirbt sich gerade als europäische Kulturhauptstadt und tut dies auch nicht konsequent als Region. Da ist man viel zu zögerlich.

Aber an Herrn Kölliker gewandt: Ist das für die Jugend der richtige Weg?

Kölliker:

Die Krux ist, dass ein Austausch zwischen den Jugendlichen aus Frankreich, Deutschland und der Schweiz überhaupt nicht stattfindet. Sie kommen nicht nach Basel und wir gehen nicht über die Grenze. Ausnahmen gibt es natürlich, immer dann nämlich, wenn es um Jobs geht oder ums Einkaufen. Es gibt eine lokale Verortung der Jugend, aber keine regionale. Und so ist der Gang nach Weil, Lörrach oder nach Colmar gar nicht notwendig.

Baasner:

Aber nach Australien fährt ihr schon?

Kölliker:

Ja, aber in die Ferien. Außerdem ist das Exotische immer näher als das Naheliegende.

Baasner:

Ein interessanter Widerspruch.

Herr Kreis. Kann man die Meinung unterstützen, die besagt, dass wenn das Dreiländereck nicht zusammenwächst, auch Europa scheitern wird?

Kreis:

Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie den Vortrag von Herrn Wenger mit in die Diskussion einbeziehen und nicht nur das lokale Nest betrachten. Man kann sich schon überlegen, inwieweit diese Region in mancherlei Hinsicht ein Modell Europas ist, auch im negativen Sinne. Ich möchte aber dem Diktum von Wim Wenders entschieden widersprechen. Das ist viel zu normativ. Es gibt eine europäische Identität. Es ist aber die Frage, ob sie uns gefällt oder ob sie den Anforderungen genügt, aber Identität ist auf jeden Fall vorhanden.

Ich weiß nicht, ob Herr Wenders von Identität im Singular gesprochen hat. Das wäre falsch, denn es gibt Identitäten.

Aber es ist doch auch die Frage, ob das Nationale tatsächlich so wichtig ist? Ist nicht neben dem Nationalen das soziale Milieu ebenso wichtig, so dass es transnationale Solidaritäten zum Beispiel zwischen Sportlern oder den Käfersammlern gibt.

Wenger:

Wim Wenders hat den Singular benutzt, aber ich bin mit Ihnen vollkommen einig, dass wenn es überhaupt so etwas wie europäische Identität gibt, setzt sie sich aus sehr vielen Identitätselementen zusammen. Diese Identitäten sind ja auch stark situativ bedingt. Im Moment ist meine Kernidentität, dass ich ARTE-Vertreter bin. Morgen früh wird es eine andere sein. Es sind immer andere Komponenten in meiner eigenen Identität, die jeweils situativ prägen und bestimmend sind.

Das ist das eine. Das zweite ist: Ich vermute mal, dass wir unser Publikum besser kennen als die Politiker das ihrige, weil wir jeden Tag die Reaktion dieses Publikums am nächsten Tag kennen. Und aus der Erfahrung heraus sage ich schon: Wir sind angetreten vor 15 Jahren mit der Vorstellung, dass wir eine gemeinsame transkulturelle Bildsprache und Fernseh-dramaturgie finden. Wir haben uns nach vielen, auch schmerzhaften Erfahrungen davon verabschieden müssen. Ich möchte dies an zwei Beispielen deutlich machen:

Ich vermute, dass sie gelegentlich auch mal deutsches Fernsehen schauen. Wenn sie einen Fernsehfilm haben, der in Deutschland sehr viel Aufmerksamkeit bekommen hat und für Diskussionen gesorgt hat: Über Flucht und Vertreibung nach 1945. Dann erzählen sie diese Geschichte für deutsche Zuschauer auf dem Hintergrund einer 50jährigen Diskussion und nicht wirklich verarbeiteten Vergangenheit. Nämlich die Frage: Inwieweit ist die Flucht, die Vertreibung eine direkte Konsequenz der nationalsozialistischen Angriffskriege. Diese ganze Diskussion um „Rolle der Vertriebenen“, „Heimatrecht“ bis hin zu einer Kernfrage im Deutsch-Polnischen Verhältnis, die da lautet: „Wie geht man mit den Menschen um, die meinen, sie müssten heute noch ihre Ländereien von einst zurückklagen.“

In Frankreich, und wir senden diesen Film zur selben Zeit für deutsches und französisches Publikum, hat es diese Thematik in der öffentlichen Diskussion überhaupt nicht gegeben.

Ich nenne ein anderes Fernsehspiel. Wir hatten letzte Woche einen französischen Fernsehfilm ausgestrahlt, der sich sehr intensiv mit der französischen Kolonialgeschichte beschäftigt hat. Ein Thema, das in der französischen Öffentlichkeit seit vier/ fünf Jahren sehr intensiv diskutiert wird- was übrigens im Wahlkampf jetzt wieder eine Rolle gespielt hat: Sarkozy ist entschieden anderer Meinung als Chirac, wenn er meint, man solle sich nicht permanent an die Brust klopfen, sondern soll auch stolz auf seine Kolonialgeschichte und auf die positiven Aspekte sein. Deutschland hingegen hat seit 70 Jahren eine solche Diskussion über Kolonien nicht mehr gehabt

Das müssen Sie ganz praktisch in ihrem Programm integrieren. Deshalb sage ich: Wenn sie nicht darauf Rücksicht nehmen, dann fahren sie an die Wand. Dann senden sie etwas, aber erreichen nicht ihr Publikum.

Ein ganz kurzer Satz noch zur Region:

In einem Raum, in welchem sich europäische Öffentlichkeit und europäische Zusammenarbeit erlernen lässt, müssen wir sehen, dass heute in Europa der Begriff von Region und die Realität von Region äußerst ambivalent ist. Wir haben Regionen, wie die hier am Oberrhein, wo im Elsass oder in Baden ein Oberrheinbewusstsein vorhanden ist, das diese Oberrheinregion als eine offene betrachtet, als eine für Grenzüberschreitung offene Region. Es gibt ganz andere Begriffe von Region, wo Region praktisch zusammenfällt mit nationaler Neubestimmung. Denken Sie etwa an Katalonien. In Italien ist die Regionalauseinandersetzung eine des sozioökonomischen Risses zwischen Nord- und Süditalien. Wir müssen also sehr aufpassen, wenn wir vom Europa der Regionen sprechen. Wir dürfen nicht unsere Erfahrungen oder Erwartungshaltung aus dem Oberrheingraben dem ganzen Europa überstülpen.

Ein letzter Satz noch: Weil Herr Kreis so schön sagte, dass diese Region auch ein Negativbeispiel ist. Ich beobachte zwei Dinge:

Die Politik will sehr europabewusste, grenzüberschreitende Kooperationen vorantreiben. Das hat sie sich auf ihre Fahnen geschrieben. Aber gleichzeitig zeigt sich, dass die Bevölkerung nicht mitgeht. Woran liegt es? Ich frage mich manchmal, ob wir nicht gerade uns im Oberrheinraum in einem Raum bewegen, der historisch so stark geprägt ist, und auch durch die vielen Leidenserfahrungen, so dass die lokale Verwurzelung resp. Verankerung und damit auch ein Stück lokaler Abschottung immer noch ein unglaublich prägender Faktor ist. Man könnte dies sogar weitertreiben bis hin zur konfessionellen Prägung. Wenn ich ans Elsass denke, wo bis vor 30/40 Jahren Protestanten und Katholiken nicht miteinander redeten und auch nicht auf den jeweiligen Friedhöfen beerdigt werden durften. Es gibt wahrscheinlich aus der jahrhundertalten Geschichte dieser Zersplitterung, dieser permanenten Konflikte heraus ein von der Politik unterschätztes Sicherheitsbedürfnis, das wir nicht in den Diskurs um die grenzüberschreitende Zusammenarbeit einzubinden in der Lage sind.

Baasner:

Das möchte ich jetzt doch gleich aufgreifen. Wenn Sie sagen, die Hypothese könnte ja sein, dass von politischer Seite zwar etwas gedacht wird, das aber an der Realität der Bürger vorbeigeht. Das ist ja überaus denkbar. Dann müsste man eigentlich ganz konsequent sagen, dass man halt die Bürger befragen muss. Solche Überlegungen geistern ja schon lange durch die Köpfe. Dies nutze ich aber jetzt, um ihnen unsere Umfrage¹ vorzustellen. Ich habe einige Exemplare mitgebracht, die sie sich gerne mitnehmen können. Wir haben diese Umfrage auch nicht heimlich gemacht, sondern die Ergebnisse mit den politisch Verantwortlichen kommuniziert.

Ich war sehr froh, dass ich von den drei wichtigen Herrschaften – Herrn Wüthrich-Pelloli (Regierungsrat Basel), Herrn von Ungern-Sternberg (Präsident des Regierungspräsidiums Freiburg) und von Herrn Adrian Zeller (Regionalpräsident Elsass) – ein Vorwort für dieses Ergebnis bekommen habe. Wir haben es sozusagen „absegnen“ lassen, was die Bürger da gesagt haben.

Wir haben also zwei Umfragen gemacht:

Eine bei den Profis der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit (das war im Auftrag des Regierungspräsidiums), wo wir uns einfach mal die Mühe gemacht haben, 800 Leute aus unterschiedlichen Sektoren zu befragen. Ein interessanter Punkt dabei war die Frage nach den Zukunftsperspektiven. So lautete eine Frage: „Wie wichtig ist ihrer Meinung nach, dass die Orientierung der Kooperationsprojekte am Bedarf

¹ dfi Deutsch-Französisches Institut (Hrsg.)(2007): Welche Zukunft für den Oberrhein? Die Erwartungen der Akteure und Bürger (= dfi compact, Januar 2007, Nr.5).

der Bürger ausgerichtet wird?“. Da sagen nun 93% in der BRD, 89% in Frankreich und 90% in der Schweiz: na klar, das ist das Kriterium.

Wir haben dann mit der französischen Fondation Entente franco-allemande eine zweite Umfrage gemacht, die den ganzen Oberrhein berücksichtigte. Da stellten wir dann die Frage: „Wem trauen Sie insgesamt am meisten, wenn es um grenzüberschreitende Zusammenarbeit geht?“.

Das geringste Vertrauen genießen die Medien, denn 60% der Befragten trauen ihnen gar nicht. Höchstes Vertrauen hingegen genießen Schulen und Universitäten. Eine weitere Frage war: „Was erwarten Sie von diesen grenzüberschreitenden Aktivitäten?“. Es zeigte sich eine enorm hohe Erwartungshaltung. Auf die Frage: „Und was soll passieren“ wurde von 56% der Befragten die Zweisprachigkeit gefordert, 40% nannten die gemeinsame ökonomische Regionalentwicklung und 35% nannten das Stichwort „Infrastruktur“.

Aber lassen Sie uns die Sprachfrage doch etwas näher beleuchten. Wie gehen wir damit praktisch um? Oder an Herr Felber gewandt: Wie wollen Sie PR machen für eine mehrsprachige Region?

Felber:

Das geht nicht so einfach. Aber grundsätzlich kann man auch nicht nur auf Mehrsprachigkeit bauen, vielmehr muss man die unterschiedlichen kulturellen Ausprägungen mit berücksichtigen.

Es braucht Konzepte, die länder- und kulturüberschreitend denken. Dazu muss eine Agentur, welche die Führung hat, mit einem interkulturellen Bewusstsein Rohlinge herstellen, die dann im jeweiligen Land bzw. Kulturraum von Agenturen angepasst werden. Wirksame Kampagnen sind immer die, die eine große Anpassung zulassen – und dabei immer noch etwas Gemeinsames zum Klingen bringen. Das ist im Marketing und in der PR im europäischen Raum aber eine Standard-Herausforderung, dazu gibt es Know-how und Best Practice-Tools.

Lassen Sie mich zum Stichwort „Sprache“ sagen“: Die Fremdsprachen, die wir in der Schule erworben haben, sind für viele immer mit einer pubertären Leidensgeschichte verbunden. Wir haben heute Morgen von Herrn Schneebeli gehört, dass das Englische bei der Jugend mehr angesagt ist, während das Französische eher als Last erlebt wird.

Da sollte man ansetzen. Man müsste die belastende Schülersituation entkrampfen. Man müsste für Jugendliche andere Situationen für die Begegnung mit Sprachen schaffen, als nur der Unterrichtsraum. Dazu braucht es Initiativen, die nicht nur heute, sondern auch morgen und übermorgen lebendig bleiben. Ich denke etwa an educom der GGG, Klassenaustausch mit Frankreich. Zuerst geschaffen für Austausch mit der französischen Schweiz. Hier hat sich aber des Reiseweges wegen als Hauptaustauschland das grenznahe Frankreich etabliert. Solche Projekte müssen sich vermehren, damit die Lehrer positive Erfahrungen vermitteln können.

Baasner:

Ich danke Ihnen für die Anregung, die Sprache aus den Schulen zu befreien. Ich habe dies einmal in einem Artikel in Frankreich geschrieben, konnte aber damit keine Zufriedenheit ernten.

Herr Kölliker! Stimmt das, was Herr Felber sagte? Leidet man als Jugendlicher unter dem Französischen und Englisch ist einfach nur sexy?

Kölliker:

Englisch ist allein schon für den Alltagsgebrauch viel populärer. Das fängt bei der Musik an und geht bis zu den Medien. So hat man mit dieser Sprache als Jugendlicher einfach mehr zu tun. Beim Französischen ist es so: Die Bevölkerung bevorzugt das Französische als Erstsprache an den Schulen. Das hat sich bei einer Umfrage ergeben, die der Große Rat und die Regierungsräte in beiden Kantonen durchgeführt haben. Und in diesem Sinne ist dann auch entschieden worden. Aber eine Qual ist das Französische sicherlich, das ist nicht abzustreiten. Man muss sich halt in der Schule durchkämpfen.

Baasner:

Würde es Sie erleichtern, wenn die französische Sprache im Alltag präsenter wäre?

Kölliker:

Mit dem Englisch sind wir tagtäglich konfrontiert. Der Aufbau der Sprache ist aber auch simpler als der der französischen Sprache.

Baasner:

Frau Eggmann! Sprache ist Teil von lokalen Gewohnheiten und gewachsenen Identitäten. Sie schafft homogene Wirklichkeiten, aber gleichzeitig auch Heterogenitäten. Könnten Sie die Rolle der Sprache aus Sicht der Volkskunde genauer beschreiben?

Eggmann:

Zunächst funktioniert Sprache als Kommunikationsmittel. Aber woran liegt es, dass man sagt: „Französisch ist schon schrecklich und Englisch ist wirklich besser!“ Mir liegt immer auf der Zunge zu sagen: das Französisch ist für uns Deutschsprachige das Russisch der früheren Ostblockstaaten. Ich will damit sagen: Sprache ist zwar ein Kommunikationsmittel, aber ihre Funktion liegt viel eher in der Distinktion. Aus dieser Perspektive stellt sich also die Frage, wie durch Sprache Selbst- und Fremdpositionierungen vorgenommen werden. Nicht zu vergessen, dass mit dem Sprachgebrauch auch immer bestimmte Selbst- und Fremdbilder verbunden sind. Mein Vergleich mit dem Russischen ist natürlich eine Übertreibung, aber dieses Übertreiben soll deutlich machen, dass Sprache immer auch ein Instrument des Unterdrückens ist, welches versucht, alle Eigenheiten in Gleichmacherei und Homogenität aufzulösen. In diesem Sinne würde ich die „Schrecklichkeit“ des Französischen zu begreifen suchen. Die Sprachinkompatibilität zwischen Frankreich, Deutschland und Schweiz liegt oft daran, dass man sich gegen die Gleichmacherei durch das Französische verwehren möchte. Ich bin mir da beim Französischen nicht immer sicher, ob da das Eigenen als das Eigene erkannt und das Fremde auch als Fremdes gesehen wird, wenn Sprache als Distinktionsmittel eingesetzt wird. Hier sehe ich den Knackpunkt: Sprache oszilliert zwischen Distinktionsmittel und Sprachkompetenz. Das hat zur Folge, dass der Dialog oder das Mehrheitsgespräch um vieles komplexer wird.

Nicht zu vergessen, dass diese natürlich auch die Frage nach der Macht mit sich bringt: Wer setzt welche Sprache durch und auf welchem Niveau?

Für die Schweiz gilt als Konsens: Jeder spricht in seiner Landessprache und man versteht sich. Klingt gut, aber ich habe noch nie erlebt, dass das funktioniert. Man versucht vielmehr ständig die Sprachen zu wechseln, um gleichzeitig seine eigene Sprache durchzusetzen. In diesem Sinne stößt man dann nicht so schnell an Kommunikationsgrenzen, als vielmehr an die eigenen Sprachgrenzen.

Abschließend möchte ich dafür plädieren, Sprache nicht nur als Kommunikationsmittel zu verstehen, sondern auch als soziales Distinktionsmittel, und danach zu fragen: Welche sozialen Gruppen unterscheiden sich mit den Mitteln von Sprache?

Baasner:

Interessanterweise kam bei Ihrer Analyse das Wort „Lebendigkeit“ gar nicht vor. Das mag daran liegen, dass die Pendlerströme anders herum laufen und die Elsässer einen massiven Pendelverkehr in Richtung Schweiz und der BRD machen.

Ich kenne viele Fälle von französischen Handelskammern, aber auch von politischen Verantwortlichen, die immer darüber klagen, dass die den Arbeitsmarkt in der Schweiz und in Deutschland nicht bedienen können, weil nicht mehr ausreichend Elsässer diese Sprache auch können. Das heißt: Plötzlich gibt es da für die Sprache ein ganz praktisches, faktisches Motivationselement, denn es hat etwas mit Arbeitsplatz und mit der Gestaltung der eigenen Zukunft zu tun. Und das ist dann ja auch eine Form von Distinktion, was meines Erachtens mit in Betracht gezogen werden sollte.

Herr Bank! Sie sind ja vor Ort und wissen, was in der Rheinschiene mit Französisch als erste Fremdsprache passiert. Können Sie vielleicht die Debatte in Deutschland resümieren und eine Einschätzung geben, was denn so schwierig ist?

Bank:

Ich glaube nicht, und das sehe ich eher von der pragmatischen Seite her, dass im Deutsch-Französisch-Englischen Sprachenportfolio tatsächlich die vorhin genannten Aspekte so relevant sind. Ich sehe es ja an meinen Kindern, dass das Englische wesentlich näher an der Alltagswirklichkeit und Lebensrealität liegt. Und dies schon im häuslichen Bereich, aber auch im engeren und weiteren persönlichen Umfeld. In diesem Sinne wird man an das Englische schon im Alltag herangeführt.

Nun aber zu der Frage von Herrn Baasner. Wir sind ja auf der deutschen Seite im Moment in der zweiten Phase einer heftigen Diskussion. Für den Oberrheinkorridor soll Französisch als erste Fremdsprache an Gymnasien verbindlich werden, d.h. Französisch soll für ein Teilfeld Baden-Württembergs generell festgeschrieben werden, quasi per Erlass der Landesregierung. Dies wurde von manchen als Oktroyation verstanden. Es hat verschiedentlich Ablehnungsreflexe ausgelöst, weil es in der Schulentwicklung die Mobilität verändert.

Ich habe praktische Erfahrungen davon. Meine Tochter hat gerade von der Realschule ins Gymnasium gewechselt und sie musste französisch nachlernen. Sie hat jetzt gerade nach den Osterferien gewechselt und ich bin erstaunt. Ich halte sie nicht für einen Überfliegertyp, sondern für eine motivierte und leicht ehrgeizige junge Dame, aber sie hat innerhalb kürzester Zeit viel nachgeholt, so dass ich mir sicher bin, dass sie zum Ende des Schuljahres in die nächste Klasse versetzt werden wird.

Das ist jetzt eine sehr persönliche Erfahrung, aber ich denke, man muss diese Ängste, von denen vorher gesprochen wurde, in die Lebenswirklichkeit hinein fokussieren.

Am Oberrhein gibt es gute Gründe, weshalb Französisch gelernt und gesprochen werden sollte. Es gehört viel mehr dazu, als bloß die Sprachvermittlung. Dazu gehört nämlich auch, dass eine Nähe zum triregionalen Lebensraum geschaffen wird. Wir haben ja vorhin von Herrn Kölliker gehört, dass die Jugend nicht so sehr im Regionalen verwurzelt ist. Das ist eine Wahrnehmung, die ich auch gemacht habe.

Schauen Sie: Schulen und Schulklassen, die sich für grenzüberschreitende Lebenswirklichkeiten interessieren, kommen nicht aus Lörrach, aus Weil oder aus Freiburg. Sie kommen aus Norddeutschland, sie kommen aus München, sie kommen aus allen Ländern der Republik, wie auch aus Frankreich, aber nicht oder nur zu einem sehr geringen Teil aus der Region.

Ein anderes Beispiel: Als ich vor Jahren in Schulen gegangen bin, habe ich mich auch nach dem oberrheinischen Schulbuch erkundigt, das von der Oberrheinkonferenz an die Schulen herausgegeben worden war. Interessant nun war, dass dieses Buch überhaupt nicht bekannt war oder dass es so etwas gibt.

Ich halte es für fatal, dass in den Schulen für meinen Begriff viel zu wenig darauf hingewiesen wird, welche wirtschaftlichen Verflechtungen wir haben, und wie wichtig deshalb Interkulturalität und damit auch sprachliche Kompetenz ist.

Kreis:

Was mir einleuchtet, ist, dass wir konkret von Lebenswirklichkeiten und Lebenswelten sprechen, und dass wir folglich Sprache und Kommunikation davon nicht losgelöst diskutieren.

Ich möchte aber nochmals auf den Europagedanken zu sprechen kommen, der ja sehr weit vom Regiogedanken entfernt ist. Das ist nun einmal so und ich frage mich, ob nicht da eine Überforderung in Hinblick auf die Europa-Idee besteht. Denn wir alle denken nicht täglich an Europa. Ich hab es nicht nötig, es sei denn, es ist unsere oder meine professionelle Aufgabe. Wenn dem nicht so ist, wird auch kein Diskurs geführt.

Da ist ja fast schon ein Nachteil der Oberrheinregion, dass hier tatsächlich eine Kluft zwischen Lebenswirklichkeiten und den höheren Organisationsebenen besteht. Aber da würde ich auch jetzt im Sinne des Kommentars zum einleitenden Referat sagen: Es gibt neben der Bringschuld, die besonders die Medienmacher und auch die Politiker haben, auch eine Holschuld beim Citoyen. Man kann doch den Citoyen

nicht herstellen, wenn er nicht selbst Citoyen sein will. Ich denke, man darf in dieser Hinsicht ruhig etwas fordernder sein.

Wenger:

Ich möchte ganz kurz etwas zur Sprache sagen. Ich sage es ganz bewusst deutlich und sehr überspitzt: Der sprachpolitische Voluntarismus als Mittel zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit ist gescheitert oder ist zum Scheitern verurteilt.

Der politische Wille in Baden, Französisch zur ersten Fremdsprache zu machen, war da und ist umgesetzt worden. Aber was passierte? Die Lehrgewerkschaften und die Elternverbände gehen vor die Verwaltungsgerichte, klagen dagegen, weil sie befürchten, dass die Mobilität der Familien und die der Kinder gefährdet ist, weil es eben in anderen Bundesländern Deutschlands, wenn man umzieht, das Problem gibt, das Englische nachholen zu müssen.

Auf der elsässischen Seite ist es genauso gescheitert, weil es Verwaltungsvorschriften gibt, weil die Sprachpolitik von Paris aus gesteuert wird und von dort die Vorgaben kommen.

Aber das ist nur ein Punkt. Der entscheidende Punkt meiner Meinung nach ist, dass die Menschen in diesem Raum nicht die Erfahrung machen, dass sie die Sprache des Anderen beherrschen müssen, um in diesem Raum leben zu können. Und das hängt ganz einfach damit zusammen, dass die Mehrzahl der Jobs, die Grenzgänger in diesem Raum haben, keine Sprachkenntnis voraussetzen. Um bei Ciba Geigy um 5 Uhr morgens anzufangen und die Labors zu putzen, brauchen sie kein Schwyzerdeutsch. Und um in Rastatt bei Mercedes Benz Schlusslichter auf Lastwagen zu montieren, müssen sie kein Deutsch können, sondern müssen Schraubenzieher bewegen können.

Das sind die Alltagserfahrungen der Menschen und an diesen Alltagserfahrungen rasselt unser Schulsystem, rasselt unsere Sprachenpolitik völlig vorbei. Und das ist, glaube ich, einer der Gründe, weshalb dieser sprachpolitische Voluntarismus nicht funktioniert.

Und das zweite ist: Wir haben ein riesiges Problem, das für mit der Grundhaltung zusammenhängt Das Sich-Öffnen, das sich für Fremdes interessieren – dies ist so gering ausgeprägt. Wir interessieren uns jeden Tag für die letzten Ehekräche irgendwelcher Promis, aber interessieren wir uns wirklich für das, was zum Beispiel im Freiburger Theater passiert? Fahren wir zu Ausstellungen, etwa das Vitra Design Museum in Weil, wegen der Inhalte, oder nur, weil es dazu gehört, weil es ein Event ist? Es fehlt, und ich weiß nicht, wie man das fördern kann, es fehlt ein Stück Neugier, es fehlt die Öffnung gegenüber Anderem, Fremden, um es kennen lernen zu

wollen. Kann man das in der Schule fördern? Vielleicht ist die Schule schon zu spät, weil es schon in den Familien nicht mehr stattfindet.

Eggmann:

Darf ich nochmals mit der Differenzierungs'gabel' kommen. Ich habe mich in Vorbereitung auf das Thema „Zukunftsraum Oberrhein“ gefragt: Auf welcher Ebene liegt eigentlich diese Zukunft? Geht es da um eine politische Regierung oder Regulierung, oder geht es da im Zusammenhang mit Europa um Regierbarkeit schlechthin, oder geht es um ökonomische Vernetzung, geht es um die Weitertradierung von historischen Errungenschaften?

Auf welcher Ebene soll dieser Zukunftsraum Gestalt annehmen? Und ist er auf allen Ebenen überhaupt steuerbar? Und wenn ja, von wem?

Das habe ich mich gefragt, als Sie, Herr Kreis, von der Bring- und Holschuld sprachen. Jede persönliche Position ist ja gleichzeitig eine Subjektposition und ein objektivierter Objektstatus von jemandem anderen. Und wie kommt dies in diesem Zukunftsraum zusammen, vor allem, wenn man an diese Differenzierung der unterschiedlichen Funktionen denkt, die der Raum übernehmen kann.

Also: Ist er überhaupt steuerbar, und ist es wünschbar, das zu steuern und wohin eigentlich?

Baasner:

Schade, dass kein Elsässer hier auf dem Podium sitzt. Diese Debatte führen wir im Elsass sehr oft mit allen möglichen Partner aus der Wirtschaft, der Politik, der Lokalpolitik, der Regionalpolitik und aus Verbänden.

In der Vorstudie zu der Umfrage, die wir gemacht haben, hatten wir repräsentativ ausgewählte Peergroups, Menschen aus verschiedenen Sektoren der Gesellschaft, um zu testen, wo die Fragen sind.

Interessant war, dass die Schweizer Gruppe genauso wie die Badische Gruppe nur ganz vereinzelt so etwas wie eine Notwendigkeit formuliert haben. Bei den Elsässern war das massiv anders, weil sie im ökonomischen Konzert diejenigen sind, die die Nachbarländer brauchen. Wirtschaftsvertreter im Elsass sagen deutlich: Wir haben nur dann eine Chance, unsere Randlage und unser hohes Lebensniveau zu halten, wenn ...

Wenger:

Aber das meine ich doch! Sie werden aber nicht von den Jugendlichen, die in die Schulen gehen, aber auch nicht von deren Eltern gehört.

Baasner:

Richtig, da stimmt was nicht zusammen!

Der letzte Punkt, den ich gerne noch einbringen würde, ist folgender: Wir haben doch gemeinsam etwas zu verkaufen, nämlich unsere Region. Und damit sind wir beim Stichwort „Tourismus“. Ist das nicht wunderbar: Eine Region, drei Länder. Lässt sich da nichts machen. Was meinen sie?

Bank:

Da ist schon einiges auf den Weg gebracht worden. Wir haben Tourismuskoooperationen. In uns reift die Erkenntnis, dass im Touristischen die Region auch als Wissens- und Bildungsraum begriffen werden kann. Elsässische und Schweizer Hotels kooperieren miteinander. Wir haben dies auch im Deutsch-Schweizerischen Bereich. Der Hochrhein als Tourismusraum – wir haben augenblicklich ein Projekt „Die Perle am Hochrhein“, welche in der Pipeline ist.

Ich glaube, die Leute, die von draußen kommen, empfinden das Trinationale ganz anders und nehmen es intensiver wahr.

Wenn ich bei uns im Badischen in eine Straußenwirtschaft gehe, treffe ich ein paar Touristen, egal woher, die mir sagen können, wohin ich im Südbadischen zu schönen Plätzen gehen muss, welche ich selbst dann gar nicht kenne. Die Touristen beschreiben die Vorzüge unserer Region als Mehrwert, den wir selbst oftmals gar nicht bereit sind wahrzunehmen. Das sind so Erfahrungen, die ich immer wieder gemacht habe.

Wenger:

Es gibt ein Feld, auf das man viel enger zusammenarbeiten kann und muss: nämlich das Feld der Berufsausbildung. Wir haben folgendes große Problem: Der deutsche Handwerksmeister sagt mir: ‚Ich würde ja den Elsässer einstellen, mir ist es egal, ob er Deutsch kann oder nicht, nur, der kann nicht mit meinen Maschinen umgehen‘. Das ist der Punkt, der viel zu wenig berücksichtigt wird.

Vor allen Dingen im Elsass ist Berufsausbildung nach dem klassischen, zentralistischen, französischen, berufsvorbereitenden Ausbildungswesen organisiert, und das ist absolut nicht in der Lage, die Leute so auszubilden, dass sie ohne weiteres in einem deutschen Betrieb, in einem deutschen Industrieunternehmen oder sich mit einer deutschen Verwaltungsstruktur zurecht finden. Ich habe das auch erlebt. Ich habe bei mir selbst in Baden-Baden Elsässerinnen und Elsässer, die von der gesamten beruflichen Vorbildung und Ausbildung her sich sehr schwer getan haben, in diese Struktur hinein zu finden. Das gilt natürlich auch umgekehrt.

Und solange wir im Grenzraum die Elsässer dazu ausbilden, jederzeit in Lille oder Bordeaux aufs Arbeitsamt gehen zu können, aber nicht dafür ausbilden, in Karlsruhe, Baden-Baden oder Freiburg oder Offenburg einen Job anzunehmen, dann haben wir ein Problem. Wie gesagt: Das gilt auch umgekehrt. Und dies können wir nicht durch Sprachunterricht verändern!



Teil 4

MEDIENRAUM OBERRHEIN





Karin Drda-Kühn

Neue Informationstechnologien: Chancen für den europäischen Medien- und Kulturraum

Der Versuch einer Rollendefinition der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) im grenzüberschreitenden europäischen Medien- und Kulturraum im Sinne einer Benefit-Analyse stößt schnell an Grenzen: Es fehlt derzeit an einer grundlegenden Erfassung von Eckdaten, um deutlich nachvollziehbare Trends in quantifizierbaren Daten abzubilden und zu bewerten¹. Aussagen und Daten zu Portalentwicklungen, Nutzerverhalten und Akzeptanzschwellen könnten helfen, Medien- und Kulturräume weiter zu erschließen. Da das Potenzial in medien- und kulturpolitischer, wirtschafts- und beschäftigungsfördernder Hinsicht aufgrund praxisnaher Erfahrungen mit bestehenden elektronischen Angeboten wie Portalen außer Frage zu stehen scheint, ist der Bedarf an einer grundlegenden Erfassung und Auswertung umso dringlicher.

Die nachfolgenden Thesen und Überlegungen verstehen sich als Vorüberlegungen einer Studie zu Nutzen, Chancen und Grenzen in der Nutzung von neuen Informationstechnologien in der grenzüberschreitenden Medien- und Kulturarbeit (mit einem Fokus auf der Kulturarbeit) und sind aus der Praxis eines bestehenden stabilen Internet-Angebots, des vertikult-Portals, abgeleitet. www.vertikult.de ging aus einem Forschungsvorhaben der Bundesrepublik Deutschland und der Europäischen Union hervor. Ziel war, die Gestaltung der Kulturarbeit in einem virtuellen Umfeld zur organisieren und arbeitswissenschaftlich zu begleiten. Seit 2004 ist www.vertikult.de online und hat sich zu einem wichtigen deutschsprachigen Dienstleistungsportal für die Kulturarbeit entwickelt. Hier können Jobs und Dienstleistungen angeboten und recherchiert werden; eine Kooperationsplattform bietet Netzwerkunterstützung, und ein Info-Center bündelt relevante Informationen aus der Kulturwirtschaft. www.vertikult.de repräsentiert eine Entwicklung im Kulturbereich hin zu elektronischen Angeboten und Dienstleistungen für Kulturmanager/innen und Kulturnutzer/innen.

¹ Die einzige europaweite Studie in dieser Thematik ist zwischenzeitlich 7 Jahre alt. Jüngere Publikationen zu Einzelaspekten wie die von vertikult (2005) und culturemondo (2005 + 2006) geben Trendformulierungen, entbehren aber einer empirisch gesicherten Position. Siehe Liste Referenzliteratur im Anhang.

Neue Angebote und Dienstleistungen

Mit wachsenden Angeboten im Netz lassen sich die einzelnen Angebote immer mehr inhaltlich unterscheiden, sind professioneller organisiert und oft bereits auf dem Weg, sich als Dienstleister zu etablieren. Gemäß den Erhebungen von Culturemondo von 2005 und 2006² lassen sich die informationstechnologischen Angebote derzeit in drei Bereichen abbilden:

1. als spartenübergreifende Angebote,
2. als thematische Angebote und als
3. „kulturbeobachtende Angebote“ oder kulturelle Dienstleistungen.

Die **spartenübergreifenden Angebote** zeigen folgendes Profil:

- Finanzierungsvolumen über 800.000 €/p.a.
- in der Mehrzahl und weitgehend öffentlich finanziert
- Produktion von eigenem Content
- komplexe Serviceleistungen: multilingual, Datenbankanbindung, Newsletter, Mailinglisten, interaktive Dienste
- hohe Aktualisierungsrate
- Nutzer/innen: junge Erwachsene, Kulturfreunde, Lehrkräfte
- Beispiel: www.kulturportal-deutschland.de

Themenangebote dagegen sind

- kultursparten- oder themenbezogen, oft regionale Angebote geprägt durch privates oder privatwirtschaftliches Engagement, wenig Abhängigkeit von öffentlichen Mitteln, aber häufig Zuwendungsempfänger
- Mehrheit operiert mit einem Budget unter 20.000,- € p.a.: konstantes Problem der Unterfinanzierung
- generieren wenig eigenen Content, teilweise sehr kreative Seiten
- Aktualisierungen nach Bedarf
- Nutzer/innen: kulturinteressierte Erwachsene, universitäre Lehrkräfte, Kulturschaffende, Kulturpolitiker/innen
- Beispiele: www.kunstportal-pfalz.de, www.regioartline.org

² Siehe <http://www.culturemondo.org/2/index.php/documents-placeholder/surveys>. Culturemondo ist ein internationales Netzwerk von Expert/innen, die Kulturportale betreiben, managen, aufbauen oder weiter entwickeln: www.culturemondo.org.

Die so genannten „kulturbeobachtenden Angebote“ oder „kulturelle Dienstleistungen“

- sind das derzeit am schnellsten wachsende Segment,
- verfügen über Budgets unter 400.000,- €,
- sind am ehestens noch kommerziell ausgerichtet, häufig aber getragen von non-profit-Einrichtungen,
- generieren eigenen, hochwertigen und häufig aktualisierten Content,
- sind teilweise interaktiv und aufgeschlossen für zusätzliche Dienste
- Nutzer/innen: Kulturexpert/innen mit professioneller Ausrichtung
- Beispiele: www.vertikult.de, <http://www.kulturpolitik-kulturwirtschaft.de>

Drei Thesen zu aktuellen Entwicklungen

Aus der Arbeit des vertikult-Portals lassen sich nach 3 Jahren online-Betrieb mit nunmehr 1.700 registrierten und aktiven Nutzer/innen und Newsletter-Abonent/innen einige Thesen zur Rolle und dem Benefit von neuen Informationstechnologien für die grenzüberschreitende Kulturarbeit ableiten.

1. Neue Informationstechnologien machen grenzüberschreitende Kultur(arbeit) sichtbar

Über die zahlreichen Internet-Angebote, den Kulturbereich betreffend, wird der Zugang zu Kulturinformationen ebenso erleichtert wie die Partizipation an der Kultur und dem Kultur(arbeits)markt. Das reicht von Informationen über Kultureinrichtungen, Ticket-Service, Dienstleistungen, wie Newsletter, bis zu Weiterbildungsangeboten. Damit wird über Plattformen, Foren oder Chat-Rooms eine neue Transparenz von Prozessen hergestellt, die für den Kulturbereich keineswegs selbstverständlich ist. Nicht zuletzt wird die Kommunikation der Kulturschaffenden untereinander erleichtert und stimuliert, Netzwerkbildung und Community Building mit einfachen und zunehmend kostengünstigen Mitteln befördert.

Die Folgen einer solchermaßen stärker sichtbaren Kultur(arbeit) zeichnen sich bereits ab: Die Erstellung von Datenmaterial wird durch elektronische Mittel vereinfacht, und kulturpolitische Entscheidungen lassen sich dadurch eindeutig legitimieren: Nutzerzahlen von elektronischen Informationsquellen reflektieren beispielsweise die Akzeptanz von Kulturangeboten.

Auffallend ist, dass sich völlig neue Dienstleistungen beginnen zu etablieren. Es entstehen hoch-innovative Kulturunternehmen, die ohne IKT-Unterstützung gar nicht vorstellbar wären. Für die Erschließung des Kulturarbeitsmarktes sind also die neuen Informationstechnologien und deren trans-regionale und trans-nationale Möglichkeiten ein essentieller Bestandteil. Nicht zufällig fällt die Weiterentwicklung infor-

mationstechnologischer Angebote mit der Sensibilisierung für den Kulturarbeitsmarkt als Wirtschaftsfaktor zusammen.

Kulturräume geographischer wie inhaltlicher Art können damit abgebildet und erschlossen werden. Der grenzüberschreitende Kulturtourismus gilt zwischenzeitlich als „die“ Wachstumsbranche der Zukunft mit Zuwachsraten von über 50% in 10 Jahren³; die wichtige Rolle der IKT steht außer Frage. Ein Kartenverkauf für Kulturveranstaltungen, wie er über das Portal www.plurio.net über vier Landesgrenzen hinweg für die Großregion Luxemburg (Luxemburg, Deutschland (Rheinland-Pfalz, Saarland), Frankreich (Lothringen), Belgien (Wallonien)) angeboten wird, wurde zeit- und kosteneffizient erst durch neue Informationstechnologien möglich. Kulturregionen wie der Oberrhein (Deutschland-Schweiz-Frankreich), der Großraum Wien-Prag-Bratislava-Budapest (Österreich-Tschechische Republik-Ungarn-Slowakei), oder der Böhmerwald (Deutschland-Tschechische Republik) werden sichtbar, erfahrbar und nutzbar als kulturhistorische Räume.

2. *Neue Informationstechnologien helfen, Communities und Trends zu identifizieren*

Der Kulturbereich war schon immer von Communities (Fachgemeinschaften, Netzwerke)⁴ geprägt. Ob nach Sparten oder Interessen, Gleichgesinnte fanden sich in Netzwerken zusammen – als feste Klüngel oder lose Netzwerke. Diese Communities neigen zu besitzstandswahrenden Attitüden und Ausschlussgebaren. Mögliche Folgen: Standardisierung statt Innovation, Qualitätsverlust statt Weiterentwicklung.

Online-Communities bringen eine neue Qualität jenseits des fachlichen Austausches und der Identifizierung von Arbeitsfeldern: sie sind effiziente Kommunikationshilfen, stützen den schnellen Informationszugang und damit Transparenz und fördern den unkomplizierten, sachorientierten Austausch. Online-Communities im Kulturbereich sind aber noch mehr:

- sie sind sensible Indikatoren für Defizite/Bedarfe⁵,
- höchst personalisierte Angebote⁶ werden zu Trend-Barometern,

3 Bulletin EU 4-1999 (<http://europa.eu/bulletin/de/9904/p103085.htm>)

4 „Eine Community ist eine Gruppe von Personen, die gemeinsames Wollen und Wissen entwickeln, Erfahrungen teilen und dabei eine eigene Identität aufbauen. Communities profitieren von dem Grundsatz, dass alle Teilnehmer zum Erfolg beitragen, indem sie ihr Wissen einbringen. Der anglicisierende Begriff hat sich auch in Deutschland eingebürgert, weil die Wörterbuchübersetzung „Gemeinschaft“ mehr beschreibt als eine soziale Gruppe.“ (wikipedia)

5 siehe Wikipedia, Shapeshifters.net, openBC/XING

6 Ein Beispiel dafür ist www.kulturmanagement.wordpress.com

- es bilden sich grenzüberschreitende (online-) Communities, die weder lokal noch regional noch national zusammen hängen müssen,
- sie können eine höchst wirksame integrative Wirkung⁷ entfalten.

3. *Neue Informationstechnologien fördern bezahlte Beschäftigung und einen Arbeitsmarkt für Kulturschaffende*

Es zeichnet sich über online-Angebote zunehmend ab, dass diese unterstützend wirken können zur Erschließung von wirtschaftlichem Potenzial. Nicht nur werden Dienstleistungen und Jobs über Portale einer großen, grenzüberschreitenden (Fach)öffentlichkeit zugänglich gemacht, wie sie kaum ein Marketingexperte mit konventionellen Instrumentarien zuwege bringen könnte. Erst Internet und online-Dienste eröffnen den Zugang zu Information und selektieren diese redaktionell hochwertig (über Förderungen, Projekte, Jobs). Grenzüberschreitende Netzwerke und Wissenstransfer („best practise“) werden gefördert als Voraussetzung für Wertschöpfung.

Die ständig steigende Akzeptanz bei Anbietern wie Abnehmern kultureller Dienste lässt darauf schließen, dass sich hier ein Markt entwickelt. Allerdings gibt es noch kaum erprobte Instrumente, um das wirtschaftliche Potenzial von online-Communities im Kulturbereich auszuwerten. Die Identifizierung von online-Dienstleistungen von und für den Kulturbereich steht noch am Anfang. Spannend wäre es, aus Datenbanken, Nutzerprofilen usw. Parameter für die Kulturwirtschaft zu entwickeln mit Blick auf mögliche Geschäftsfelder für Kulturschaffende

Realistischerweise muss allerdings festgehalten werden, dass ein akzeptierter Markt für Bezahlleistungen im Kulturbereich noch kaum existiert. Das hat im europäischen Kontext historische Gründe, da der Zugang zu Kultur und deren gesellschaftspolitische Dimension zu einem Großteil in staatlicher Verantwortung gesehen wurde (und wird), auch wenn die Bezahlbarkeit der Angebote sich in den letzten Jahren permanent der Diskussion stellen musste – oft zum budgetären Nachteil der Kultur. Die Frage ist aber angesichts hochwertiger Dienstleistungen wie Zugänge zu Datenbanken, Forschungsergebnissen und redaktionell bearbeiteten Newslettern legitim, ob diese wirklich kostenfrei sein müssen?

⁷ Beispiel: Kultur von Minderheiten. Über www.vertikult.de werden nicht nur die deutschsprachigen Länder in Westeuropa, sondern auch deutschsprachige Minderheiten in Osteuropa (Ungarn, Rumänien, Ukraine) erreicht. In vergleichbarer Weise findet die ungarische Minderheit in der Slowakei kulturellen Anschluss an Ungarn durch das www.erikanet.hu.

***Eine Einschränkung:
Neue Informationstechnologien und ehrenamtliches Engagement***

Der Kulturbereich ist in weiten Teilen auf ehrenamtliche Arbeit angewiesen. Auch ehrenamtliche Kulturarbeit profitiert durch neue Informationstechnologien und wird durch sie weiter erschlossen und unterstützt. Aber: Es setzt sich über diese Technologien fort, was schon immer charakteristisch war für den Kulturbereich: unbezahlte Arbeit. Die Grenzen zwischen bürgerschaftlichem Engagement als Beitrag zur Gesellschaft und der Ausbeutung von Wissen und Arbeitskraft (beispielsweise durch unbezahlte Korrespondenten in Internet-Portalen) sind fließend und sozialökonomisch fraglich.

Voraussetzungen für einen Benefit des Kulturbereichs durch neue Informationstechnologien

Symptomatisch für die Bereitschaft der Kulturakteur/innen zur Auseinandersetzung mit dem Medium IKT sind mehrere qualitative Erhebungen, die im Rahmen des vertikult-Forschungsvorhabens 2002 – 2005 erstellt wurden. Diese spiegeln, dass sich die Situation in den letzten Jahren grundsätzlich gewandelt hat: War in einer vertikult-Erhebung 2003 noch die Benennung von Hindernissen beim IKT-Zugang⁸ vorrangig, so ergab eine vertikult-Evaluierung 2005 eine deutlich höhere Akzeptanz⁹, wenn auch die Wertschätzung einer persönlichen Hilfestellung bei der IKT-Nutzung unvermindert herausgehoben wurde. In einer vertikult-Evaluierung von 2007 spielt dann eine persönliche Hilfestellung kaum noch eine Rolle, vielmehr die Nachfrage nach mehr und ausdifferenzierten elektronischen Dienstleistungen¹⁰.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich die Frage nach einem Für oder Wider von neuen Informationstechnologien in der grenzüberschreitenden Kommunikation nicht mehr stellt. Es geht nicht mehr um ein „ob überhaupt“ in der Nutzung, sondern um das „wie am besten“.

- 8 Hardware, Software, Netzkosten zu teuer; Angst vor Viren; Furcht vor dem Zwang zu permanenter Weiterbildung; Erwartung und Akzeptanz persönlicher Unterstützung; Ablehnung von online-Hilfen.
- 9 Bereitschaft zu Investitionen in neue Informationstechnologien zur beruflichen Nutzung bei Kulturschaffenden wie Kultureinrichtungen deutlich vorhanden als direkte Folge preis-reduzierter Hardware und Netzgebühren; Bereitschaft zur Weiterbildung für Investitionen, da diese Know-How in Auswahl und Zweckmäßigkeit erfordern; Folgekosten sind als feste Kostenpositionen (Webpace, Anti-Virenprogramme, SPAM-Filter, Tools) akzeptiert.
- 10 Newsletter, selektierte Informationen, grenzüberschreitende Job-Angebote

Zudem zeichnet sich die Notwendigkeit ab, bestehende grenzüberschreitende online-Angebote weiter zu entwickeln und nutzergerecht auszubauen. Dazu wäre es sinnvoll, erfolgreiche IKT-Angebote einmal nach Erfolgs- und Nachhaltigkeitsindikatoren, Nutzer-Benefits und Transferpotenzial zu evaluieren. Neue Kulturprojekte mit hohem IKT-Anteil (vor allem mit öffentlicher Unterstützung) sollten überprüft werden auf ihre grenzüberschreitende Relevanz, um Doppelung von Angeboten vermeiden und sinnvolle Cluster zu bilden.

Das Wirtschafts- und Beschäftigungspotenzial sollte einmal aus unternehmerischer Sicht beispielhaft angegangen werden, um für neue Kulturunternehmen business support zu organisieren. Es fehlen definitiv institutionalisierte Unterstützungsinstrumente, um Kulturprojekte als Geschäftsfelder zu etablieren und damit langfristig Beschäftigung zu schaffen und abzusichern für Kulturschaffende. Das könnte sein

- Förderschienen eröffnen für die Übergangsphasen zwischen öffentlich geförderter Projektphase und Markteintritt (beispielsweise in der Markteintrittsphase Finanzierungssicherheit schaffen über einen Zeitraum von 5-8 Jahren mit günstigen und auf die Spezifika von Kulturunternehmen ausgerichtete Darlehen),
- Mobilität von kulturellen „Produkten“ und Dienstleistungen als Auswahlkriterium für Projektbewilligungen etablieren,
- den Wissenstransfer aus abgeschlossenen Kulturprojekten unterstützen (nicht zwangsläufig mit Finanzmitteln, aber mit Unterstützung zur Geschäftsplanerstellung, mit Kontaktvermittlung, Beratung usw).
- Netzerkennungen von online-Angeboten systematisch unterstützen, um das bestehende hochwertige Potenzial besser zu nutzen.

Referenzpublikationen in der Thematik „Neue Informationstechnologien und Kulturarbeit“:

Kultur als Kompetenz. Neue Technologien, Kultur & Beschäftigung, hg. von: Österreichische Kulturdocumentation. Internationales Archiv für Kulturanalysen und Bundeskanzleramt. Kunstsektion, Redaktion: Andrea Ellmeier/ Veronika Ratzenböck, Wien 1999.

Österreichischer Arbeitsmarktservice Wien: „Informations- und Kommunikationstechnologien – Auswirkungen auf Beschäftigung und Qualifizierung, Teil 4: Kultur/Kultur Wirtschaft, Seite 106 ff, Wien August 2000.

Der Senator für Inneres, Kultur und Sport Bremen: „Neue Medien und Telekommunikation – Untersuchung der Auswirkungen im Kulturbereich“, 2000.

In diesem thematischen Zusammenhang: „Status Report on New Ways to Work in the Information Society“, ein Bericht über den Stand von „eWork“- Entwicklungen in Europa (2000, gefördert durch die Europäische Kommission im Rahmen des IST-Programms).

MKW Wirtschaftsforschung GmbH München u.a.: „Ausschöpfung und Entwicklung des Arbeitsplatzpotenzials im kulturellen Sektor im Zeitalter der Digitalisierung“, 2001.

- vertikult-Projektbüro/Karin Drda-Kühn (Hrsg.): „Kultur: Neue Jobs und Arbeitsformen durch neue Informations- und Kommunikationstechnologien / Culture: New jobs and working conditions through new information technologies“, Dokumentation des vertikult-Workshops anlässlich der MEDICI-Jahrestagung 13. – 14. November 2003 in Mailand / Italien / Proceedings of the vertikult workshop at the annual MEDICI conference 13 – 14 November 2003 in Milan / Italy, Mainz 2004.
- Karin Drda-Kühn (Hrsg.): „Kultur und Beschäftigung in der Informationsgesellschaft Europas“ (Dokumentation der 2. vertikult-Konferenz 25. – 26. Oktober 2004 in Budapest / Ungarn); Culture and Employment in the European Information Society (Proceedings of the 2nd vertikult conference 25 – 26 October 2004 in Budapest / Hungary); Kultúra és foglalkoztatás az európai információs társadalomban (Documentáció 2. vertikult konferencia Budapest, 2004. október 25-26.)“, Mainz 2005.
- Karin Drda-Kühn / Karin Prinz (vertikult-Servicebüro): „Das Auskommen finden mit dem Einkommen – Kultur als Wirtschaftsförderung – Strategien für Kulturschaffende“, Bad Mergentheim 2005
- Culturemondo: „Cultural portals – gateways to a global commons“, 2005.
- Culturemondo: „Analysis of the Culture.mondo International Survey of Cultural Portals“, done by Decima Research 2006, working document for discussions at the culture.mondo round table Dubrovnik, Croatia, Oct. 20-22, 2006.
- MKW Wirtschaftsforschung GmbH i. A. der Europäischen Kommission, Generaldirektion für Bildung und Kultur „Kulturwirtschaft in Europa“, 2006.

Niggi Ullrich

Abschied von den Medien – Herausforderung für die Kulturförderung

Liebe nibelungentreue Kollegen und Kolleginnen!
Liebe aufgeregte Damen und Herren!
Sehr geehrte empörte Anwesende!

Der Titel des angesagten Beitrags „Abschied von den Medien“ tönt spektakulär. Er suggeriert subkutan, wir könnten ob unserer fortschreitenden Unzufriedenheit des quantitativen und auch qualitativen Engagements der Medien und Journalisten/innen in Zeitung, Fernsehen und Radio im Bereich der Kultur & Kunst einfach die Leitungen kappen, abschalten, ausschalten oder löschen und dann zu „bilateralen“ Beziehungen mit dem Publikum oder der Kulturbürgerschaft übergehen. Einfach so.

Ich muss zugeben, dass ich an so etwas gedacht habe, als ich vor drei Jahren in einem Editorial so etwas lauthals und aus heutiger Sicht etwas vorschnell postuliert habe.

„Ab sofort planen wir die Löschung unserer Medienkartei auf der Festplatte. So entsteht megaschwerer Platz für den Aufbau und die Pflege einer elektronischen Adressenzentrale als Basis für eine neue Newsletter. Künftig erfahren kulturinteressierte Bürger/innen online, welche kulturpolitischen Entscheidungen und Prioritäten anstehen. Auf Inserate für unsere Kulturveranstaltungen verzichten wir künftig. So werden Mittel frei, um im persönlich adressierten Direct-mailing-Verfahren unser Publikum auf dem bilateralen Weg zu erreichen. Und das Geld für die Medienapéros und -tickets heben wir uns auf für das eine oder andere Stelldichein im Rahmen von öffentlichen Diskussionsveranstaltungen.“

Meinem Artikel könnte man jene Aufgeregtheit vorwerfen, die uns Kurt W. Zimmermann gestern um die Ohren geschlagen hat. Apropos Aufgeregtheit. Wir sind nicht allein. Denken Sie an die lauten und zum Teil millionenschweren Kampagnen der Atomlobby oder der Landwirtschaftverbände. Bei denen wird zwar nicht der Untergang des Abendlandes beschworen aber dafür Hungersnot und luziferische Dunkelheit prophezeit.

Spätestens nach dem BaZ-Boycott der Kulturszene in Basel haben sich bei mir Zweifel eingeschlichen, ob ich das BaZ-Abo kündigen und mich nur noch an den Plakatwänden der lokalen Werbeflächen orientieren oder auf meinen Geschmack oder den meines besten Freundes verlassen soll. Der Effekt des Boykotts war in letzter Konse-

quenz wirkungslos. Die Kulturszene hat Fläche, Präsenz, Kontinuität und öffentliches Vertrauen verloren. Die BaZ-Herausgeber haben ihre Vorurteile gegenüber der Kulturszene mehrmals und öffentlich zementiert – es sind ähnliche wie die des gestrigen Referenten. Dies mit dem Effekt, dass die Kulturredaktion zwischen unternehmerischem Auftrag und journalistischer Mission hin und her schlingert, verunsichert, angefeindet, gering geschätzt. Das kann auf die Dauer nicht gut gehen. Kommt hinzu, dass das tägliche erscheinende Basler Kulturmagazin seinen schlechten Ruf nicht verdient. Es hat sich in vielfacher Hinsicht stark entwickelt. Aber es wird in der Basler Szene totgeschwiegen, wird zum Mythos mit negativen Vorzeichen, der niemandem nützt. Für die Unternehmung, für die Kulturszene aber auch für den diskursiven Dialog über Kultur und Kunst eine unmögliche Situation.

Ich bin gegen den im Titel postulierten Abschied. Ich plädiere für Gelassenheit im Umgang mit den Medien. Eine Mentalität, die uns gestern zwar rundweg abgesprochen wurde, aber wer weiß, vielleicht können wir gerade in diesem Zusammenhang mal den Rest der Schweiz verblüffen. Auf die kulturpolitischen und künstlerischen Inhalte, auf die Programme, auf unser Engagement mit Herz für die Sache Kunst und Kultur hat das keinen Einfluss.

Nicht vorschnelle Verunglimpfungen, verweigernde Handlungen sind angesagt, sondern die Überprüfung von Haltungen. Wir müssen die Rolle, die Aufgabe, das Verhältnis zu den Medien neu definieren. Ich will dazu ein paar Gedanken formulieren, die keinen konzeptuellen Anspruch haben, aber aus meinen Erfahrungen mit den Medien im Kultur-Kontext zu weniger Frust, dafür zu etwas mehr Gelassenheit geführt haben. Dabei gibt es ein paar Dinge, die wir als Fakten und Verhältnisse akzeptieren müssen, deren direkte Veränderung oder Beeinflussung ohnehin nicht in unserer Macht stehen. Ich gehe von fünf folgenden Beobachtungen oder Wahrnehmungen aus.

1. Die Medienunternehmen – und das gilt auch für die Tageszeitungen und für viele Redaktionen der SRG auch – verstehen sich nicht mehr als Teil des „espace des citoyens“ Ihre öffentliche Beziehung zur ehemaligen Bürgerschaft des Landes – den Lesern, Zuhörern, Zuschauern – ist in eine Kundenbeziehung umdefiniert worden. Die Rede ist von Abonnenten, Konsumenten, Gebührenzahlern, Kunden, Gästen, Partnern. Damit hat die Beziehung zwischen den Redaktionen und ihrem „Publikum“, plötzlich bilateralen/privaten und nicht mehr multilateralen/öffentlichen Charakter. Das hat natürlich Folgen für die Ansprüche einer Kunst- und Kulturszene, die ihre Programme in einem öffentlichen Kontext reflektiert sehen möchte. Die Umwandlung des öffentlichen Raums zugunsten von privaten Terrains hat auch vor den Medien nicht Halt gemacht.
2. Ich stelle fest, dass jüngere Journalisten und Journalistinnen eine Reportage, eine Kritik, einen Beitrag über ein Programm, ein Produktion nicht mehr als persönlichen Vermittlungsbeitrag in einem Forum verstehen, sondern zuneh-

mend als ihre eigene Story definieren, die im jeweiligen Medium platziert wird. Die Kritik über ein Konzert ist nicht die Vermittlung eines kulturellen Beitrags eines Orchesters oder eines Komponisten zuhanden der Öffentlichkeit, sondern zunehmend nur Vehikel für die Präsenz des Journalisten im jeweiligen Diskurs. Wir sind zu Lieferanten für Stoff, Fakten und Figuren mutiert.

3. Wir müssen uns zunehmend damit abfinden, dass die Beziehungen zu Redaktionen oder Medienschaffenden keinen kontinuierlichen Charakter mehr haben. Jeder Kontakt, jede Kritik, jeder Bericht steht singulär im Raum, ohne kontextuierstem Blick nach vorn, ohne vergleichende Reflektion der bisher geleisteten Arbeit. Es beginnt immer alles wieder von vorne. Darum dürfen wir uns über die immer gleichen Einstiegsfragen nicht ärgern, jedes Gespräch jede Medienkonferenz beginnt voraussetzungslos bei Null. Das ist anstrengend, zum Teil frustrierend.
4. In den Medien ist die Kultur längst nicht mehr nur eine Domäne des Feuilletons. Dass die Feuilletons an Fläche und Kontinuität und damit an federführender Bedeutung abgenommen haben, ist ein bedauerliches Faktum. In neuen Produkten, Rubriken und medialen Foren aber gibt es einen Ausbau der Kulturberichterstattung. Weniger im Sinn einer journalistisch-publizistischen Kategorie als in einer Art Service- oder Dienstleistungsrubrik.
5. Und zugenommen hat auch die Vielfalt der kulturell definierten Inhalte. Die Klientel, die in der Öffentlichkeit und damit auch gegenüber den Medien für sich in Anspruch nimmt, zum Kulturkontext zu gehören, hat sich stark verbreitert. Eine logische Folge der inhaltlichen aber auch zunehmend aus ökonomischem Blickwinkel geführte Kunst- und Kulturdebatte der letzten 20 Jahre. Und dazu gehört auch der Bereich der Kulturpolitik.

Mag sein, dass unsere Unzufriedenheit durch diese Wahrnehmungen nicht kleiner wird, aber sie könnte zur Überprüfung bisheriger Handlungen und Haltungen führen. Auch dazu ein paar Punkte:

1. Wir sollten uns nicht von den Medien verabschieden, aber auch nicht zulassen, dass sie sich von uns verabschieden. Überlebenswichtig sind die Medien nicht mehr im kulturellen Kontext. Wenn wir in den Medien nicht vorkommen, heißt das nicht, dass wir nicht wahrgenommen werden. Und umgekehrt. Wenn wir in den Medien vorkommen, heißt das nicht, automatisch dass wir wirklich wahrgenommen werden.
2. Die Medien – auch wenn gewisse Exponenten das immer wieder betonen – sind nicht mehr forcément oder in allen Lagen Teil des Kulturkomplexes. Sie sind heute längst eine eigenständige Kraft im gesellschaftlichen Kontext und funktionieren mehr unter ökonomischen denn unter idealistischen Kriterien.
3. Der Aufwand, den die Redaktionen und Medienschaffenden früher im Umgang mit Inhalten und Exponenten der Kultur geleistet haben, müssen vermutlich

- wir übernehmen. Wir müssen mehr Stoff anbieten, die Fragen auf vorbereitete Antworten selber stellen, wenn wir wollen, dass sie medial verbreitet werden.
4. Medienarbeit setzt heute voraus, dass wir unterschiedliche Agenden und Inputs vorbereiten müssen. Der Presstext, die Medienkonferenz, das eine Bulletin für Print, TV oder Radio reicht nicht mehr.
 5. Wir sollten die neuen Medien wie 20 Minuten, heute, etc. nicht auslassen. Deren Geringschätzung hilft uns nicht. Wenn man/frau sie richtig konditioniert, d.h. ihre Leistungsfähigkeit mit unseren Ansprüchen korreliert, dann kann auch für die Kulturförderung und ihre -politik mehr herauschauen als man denkt.
 6. Keine Angst vor dem Griff zum Telefon. Daran ist nichts Anrüchiges. Es fragt sich nur, wann wir telefonieren. Das Telefon vor dem sog. „Fall“ ist vermutlich die komfortablere Situation als nachher. Wir müssen die bilaterale Beziehung zu Medienschaffenden mit Blick auf den Platz, den wir in ihren Medien einnehmen wollen, dauernd überprüfen; und dies über Sparten und Rubriken hinweg.

Längst nicht alles kann hier erörtert werden. Ist ja klar. Und das alles hält uns nicht davon ab, neue Technologien einzusetzen. Aber nicht jede Technologie ist ein redaktionelles oder inhaltliches Medium. In diesem Sinne, liebe Kollegen und Kolleginnen plädiere ich nicht für den Abschied von den Medien sondern für eine Relativierung der bisherigen Bedeutung der Medien. Wir sollten nicht mehr zu viel von ihnen erwarten. Dass wir selber an der Haltung gegenüber den Medien und im Umgang mit ihnen neue Perspektiven zwischen Marktrealität und kulturellem Anspruch gewinnen sollten, davon bin ich überzeugt. Der Abschied hat keine Perspektive. Er wäre wie fast jeder Abschied in der Kunst mehr als nur ein bisschen traurig und vermutlich endgültig. Und dieser Abschied kostet Kraft, die wir an anderer Stelle nötig haben.

*Podiumsdiskussion II***Medienraum Oberrhein**

Moderation:

Niggi Ullrich,
Leiter der Kulturabteilung des Kantons Basel-Landschaft

Podium:

Dr. Urs Breitenstein, Verleger und Mit-Inhaber des Schwabe-Verlags Basel
Roland Fesenmayr, Vorstandsvorsitzender des medien forum freiburg
Thomas Jenny, Geschäftsführer Radio X, Basel
Dr. Christoph Koellreuter, Direktor der BAK Basel Economics
Rainer Suchan, Leiter der SWR Fernsehredaktion Freiburg
Christoph Taubmann, stv. Geschäftsführer Regioartline

Ullrich:

Ich möchte als Einstieg und als ergänzendes Fazit zu dem, was Frau Drda-Kühn und ich ausgeführt haben, darauf hinweisen, was vor ein paar Jahren elf Politiker in ihrer gemeinsamen Erklärung gesagt haben:

„Die Verbindung und Vernetzung verschiedener Medien, auch und gerade über nationale und kulturelle Grenzen hinweg, vom Radio über das Internet bis zum Fernsehen, zu Zeitung und Online-Diensten, trägt maßgeblich zur Integration am Oberrhein bei. Von großer Bedeutung sind deshalb Realisierung und Fortführung gemeinsamer Medienprojekte unter Berücksichtigung der interkulturellen Aspekte.“

Zweiter Punkt, der sich nicht mehr mit den Zielen, sondern mit der Umsetzung befasst:

„Insbesondere appellieren die Unterzeichner an die Medienschaffenden und Kommunikationsverantwortlichen für den Oberrhein, die regionale, grenzüberschreitende Berichterstattung als elementarer Bestandteil ihrer Informationspflicht für den gemeinsamen Lebens- und Kulturraum Oberrhein anzuerkennen und diese zu fördern.“

Das war meiner Ansicht nach das erste Mal, dass in einer gemeinsamen Erklärung gesagt wurde: Nicht nur wir Politiker haben eine Pflicht, aber zugleich geben wir auch Pflichten an die anwesenden Teilnehmer des Plenums resp. der Konferenz weiter.

Meine ersten Fragen an die Kolleginnen und Kollegen auf dem Podium:

Können sie diesen Auftrag annehmen? Und wie verwirklichen sie ihn? Halten sie eine differenziertere Betrachtung dieses Auftrags für notwendig?

Wem darf ich das Wort geben? Herr Koellreuter, bitte!

Koellreuter:

Als Oberrheinpatriot wünschte ich mir, dass die Korrektheit dieser Verlautbarung auch der Realität entsprechen würde. Aber dem ist nicht so. Was ich aus eigener Erfahrung insbesondere mit den Print-Medien am Oberrhein sagen muss, ist, dass es leider zu wenig gemeinsame Themen gibt. Es müsste attraktiv werden, wirklich grenzüberschreitend eine intensive Berichterstattung zu betreiben. Doch das A und O bei Print-Medien ist halt, ob sie genügend Werber für die Inserate bekommen. Deshalb sehe ich tatsächlich nur die Möglichkeit, dass wir mehr gemeinsame Themen haben. Solange gemeinsame Themen fehlen, läuft leider nichts.

Leider ist es aber so, da habe ich vor 15 Jahren noch anders darüber gedacht: Die Nationalstaaten sind am Oberrhein nach wie vor sehr präsent und determinieren viele Inhalte, vor allem wenn es um Politik, aber auch um Wirtschaft geht.

Ullrich:

Können Sie den Auftrag annehmen, Herr Jenny?

Jenny:

Wir haben es versucht, aber vieles von dem, was an Programmen entwickelt wurde, verlief im Sand oder scheiterte auch. Die Erwartungshaltung der Politik lebt weitgehend ohne Reflexion auf die Wirklichkeit der Medien. Das ist schon eine Erfahrung, die es festzuhalten gilt. Wenn ich da an die Anfänge denke, da gab es vor 30 Jahren das „Radio Dreieckland“. Da war man damals dagegen. Es gab sogar gemeinsame politische Stellungnahmen. Es gibt einfach keine Identitätsfigur und die Gemein-

samkeiten sind gering. Das Übergreifende wird vielleicht politisch geliebt, aber am Oberrhein ist es nicht vorhanden.

Ullrich:

Jetzt haben sich zwei Schweizer zu der Fragestellung geäußert. Wie sehen das jetzt Vertreter von Projekten und Institutionen aus Deutschland? Herr Suchan, können Sie uns dazu etwas sagen?

Suchan:

Ich leite in Freiburg beim SWR die Fernsehredaktion und bin seit der Fusion auch zuständig für die Regionalisierung in Freiburg. Ich habe dort die Sonderheit mit auf den Weg gebracht, dass wir grenzüberschreitende Berichterstattung und grenzüberschreitende Sendungen haben. Das ist alles andere als selbstverständlich. Das ist nicht vorgesehen, das steht auch nicht im Staatsvertrag.

Im Übrigen wollte ich noch sagen, dass es ganz schön ist, wenn Politiker so etwas sagen – das hilft ja auch. Nur als Journalist mag man das gar nicht, wenn Politiker etwas fordern, was wir zu tun haben. Da muss ich dann gleich sagen, dass ich mich da auf die Staatsferne zurückziehen will und zu den Politikern sage: ‚Macht ihr euer Geschäft, wir machen das unsrige. Wenn ihr das unterstützt, dann ist das schon hilfreich, und auch für die Aufsichtsgremien, die wir haben‘.

Es ist nicht einfach, dies zu tun. Es ist auch nicht einfach, im eigenen Haus dies zu tun. Ich sag das mit aller Offenheit.

Da wir ein binnenplurales Haus sind, kämpft jeder um Sendeplätze. Und da kommt dann plötzlich jemand aus dem Dreiländereck und sagt: ‚Wir wollen jetzt was über die Grenzen machen gemeinsam mit France 3 und am liebsten noch gemeinsam mit den Schweizern‘. Da gibt es erst einmal Reflexe, die sagen: ‚Was soll das?‘ Über die Grenze berichten, das heißt Ausland. Basel ist Ausland; Straßburg, Colmar, Mulhouse, das ist alles Ausland. In den Strukturen der nationalen Sender ist dies erst einmal zu berücksichtigen, denn das ist dann eine Auslandsberichterstattung.

Wenn man jetzt klein anfängt, dann entsteht etwas Neues, erleben die Menschen etwas Neues. Dann können neue Strukturen entstehen. Dann ist das ein Abenteuer. Das ist wie eine Reise nach Neuseeland. Da beginnen die Schwierigkeiten, aber auch die Chancen, etwas zu tun.

Die Chancen beginnen damit, dass man handelnde Personen sucht, die sagen, wir machen das. Wir wollen das. Wir fragen jetzt nicht nach Strukturen, und wir machen auch keine großen Projektideen, die besagen, dass etwas in 3 Jahren stehen soll. Wenn sie dies machen, dann erreichen sie gar nichts. Denn in diesen 3 Jahren werden so viele Barrieren aufgebaut werden und so viele Hindernisse erkennbar werden, dass man zu dem Schluss kommt: Es geht nicht!

Also müssen sie anfangen. Und da ziehen sie dann auch feste Strukturen hinter sich her, weil sie in einen Zugzwang kommen. Und dann können sie anfangen, tatsächlich etwas zu erreichen.

In diesem Sinne haben wir jetzt mit der Sendung „Dreiland aktuell“ ein zartes Pflänzlein gezogen, das eine fest installierte Sendung jeden Sonntag ist, in der wir ganz selbstverständlich aus dem Dreilandeck berichten. Diese Sendung geht jetzt ins sechste Jahr. Ich würde sagen: das ist wie Schulreife, nachdem die Kinderkrippen- und Kindergartenzeit vorbei ist. Jetzt ist es eigentlich schon ein junges Bäumchen, mit dem man tatsächlich etwas machen kann.

Ullrich:

Herr Taubmann. Sie sitzen hier als Vertreter von Regioartline auf dem Podium. Wie stellt sich für Sie die Situation dar?

Taubmann:

Als Projekt ist Regioartline eigentlich kein Medienprojekt, das vergleichbar ist mit Projekten des SWR, der ja national verankert ist. Regioartline ist gestartet als explizit trinationales Projekt, von dem es anfänglich ein kleines Online-Kunstmagazin im Badischen gab.

Wenn man sich nun die verschiedenen Förderschienen anschaut. Da gibt es einen gewaltigen Apparat, der den Kampf mit den nationalen Besonderheiten nicht erleichtert. Wir haben immer die Kooperation über die Grenzen hinweg gesucht. Aber solche Projekte, wenn man sie übernational machen will, sind abhängig von Leuten und Strukturen. Wir wollten zum Beispiel Regioartline entlang der Rheinschiene aufbauen, aber das ist an Karlsruhe gescheitert.

Ullrich:

Waren die Leute nicht bereit oder waren es die Strukturen?

Taubmann:

Das Gießkannenprinzip der Förderung. Wir haben verschiedene Förderungen, die willkürlich in den Raum hineingestreut werden. Bestehende Projekte, die sich aufgebaut haben, die dann anfangen, Netzwerke zu bilden, werden dann auf eine gewisse Art und Weise auf die Seite gestellt. Es heißt dann: Das Projekt ist abgeschlossen, ist ausgefördert. Und damit: Basta! Andere Projekte werden dann aufgebaut, obwohl ähnliche Ideen schon da sind, so dass solche Projekte dann doppelt existieren. So werden dann regionale Vernetzungsmöglichkeiten bestehender Projekte torpediert.

Wie sich in Baden-Württemberg die Regierungspräsidien untereinander bekriegen, das ist nicht mehr feierlich. Da haben sie ein Kompetenzgerangel, das weh tut.

Ullrich:

Sie nicken, Herr Fesenmayr!

Fesenmayr:

Ich habe in Vorbereitung zu dieser Veranstaltung darüber nachgedacht, dass es weniger um die Frage geht, wie wir in der Region uns besser vernetzen können. Viel entscheidender scheint mir zu sein: Wie kann man die regionale Identität, die Gemeinsamkeiten, die wir haben, so herausbrechen und stärken, dass man eher wieder Dinge vereinfachen kann.

Ich denke, dass viele Diskussionen, die hier im trinationalen Kontext diskutiert werden, überholt sind und dass dieser Diskurs ein Stückweit der Realität hinterherhinkt. Ich glaube, wir sind uns darüber einig, dass die digitalen Medien, also das Internet, und alles das, was damit zusammenhängt, die traditionellen Medien nicht ersetzen oder verdrängen wird. Aber wie bedeutsam sie heute noch sind, ist relativ beeindruckend.

Die Branche „digitale Wirtschaft“ hat in Baden-Württemberg mittlerweile vor anderen Industrien den ersten Platz eingenommen. Das Medienforum Freiburg hat zusammen mit der Regio Basiliensis und dem Elsass eine Studie gemacht, die in den

nächsten Wochen veröffentlicht wird. Da hat sich gezeigt, dass es in der Oberrheinregion ungefähr 5000 Unternehmen mit 40.000 Mitarbeitern gibt, die eine Bruttowertschöpfung von 5 Milliarden Euro pro Jahr haben.

Zugleich besagt die Marktforschung, dass mittelfristig, also in vier oder fünf Jahren, 25% des gesamten Handelsvolumens im Internet abgedeckt werden kann.

Und schließlich möchte ich darauf hinweisen, dass nunmehr die Internetwerbung die Radiowerbung überholt hat, und dies mit dem Wachstumsfaktor 2.

Ullrich:

Herr Breitenstein, Sie als Vertreter des alten Handwerks. Warum sind Sie hier auf dem Podium und nicht beim Buchdruck? Was machen Sie da mit den Aussagen, die Sie hier hören?

Breitenstein:

Ich bin ein absoluter Außenseiter. Ich bin weggerissen worden von der „Buch Basel“, dem Literaturfestival. Wir haben drei Tage Buchfest.

Ich bin Vertreter eines Hauses, das begonnen hat, da Basel noch nicht zur Schweiz gehörte. Wir sind dann eingemeindet worden vor 506 Jahren, eigentlich gegen den Willen.

Wir sind Außenseiter, weil wir alte Druckerverleger sind. Wir machen alles selbst zu teuren Schweizer Preisen, nicht zu billigen Euro-Preisen. Wir lagern nämlich das Handwerk nicht aus in Billiglohnländer. Wir haben ja dann die Ackermänner in deutschen Banken, die uns das vormachen. Trotz Millionen Arbeitsloser geht man dort hin, weil man es dort etwas Billiger haben kann.

Das ist das Problem, das wir jetzt als Unternehmen haben. Das Unternehmen hat immerhin 160 Leute. Wir haben heute natürlich eine Informatikabteilung, Wir sind längst auf dieser Schiene. Aber wir sind absolut gläubig dem Buch gegenüber. Das werden wir nie aus der Hand geben. Wir brauchen selbstverständlich die Maschinen, weil unser ganzes Verlagsangebot für den Bereich Medizin übers Internet läuft.

Unser Hauptproblem aber sind dort jetzt die Billigangebote, wo man alles gratis aufschaltet. Wir hingegen gehen von der Qualität aus. Für uns ist seit 519 Jahren der Qualitätswunsch vorhanden. Und das bringen wir im Moment.

Aber heutzutage wird gefordert, etwa von den Schweizerischen Akademien oder vom Schweizer Nationalfond, dass wir bei geförderten Publikationen eine Gratispublikation ins Internet stellen. Das ist eine Umgehung des wissenschaftlichen Verlages. Man weiß auch nicht, was ein wissenschaftlicher Verlag macht mit den Texten. Wir jedenfalls haben einen anderen Anspruch an wissenschaftliche Texte.

Die Diskussionen beginnen jetzt in den Geisteswissenschaften. In der Medizin ist alles klar. Wie schon bei den Naturwissenschaften gehen die Zeitschriften aufs Internet. Aber der Qualitätsanspruch ist noch nicht gemacht, ist noch nicht gesichert.

Es ist aber undenkbar, dass sämtliche medizinische Zeitschriften gratis auf dem Internet verfügbar sind. Wir leben in der Medizin nur von der Werbung im Printprodukt.

Ullrich:

Wie sehen Sie, Herr Suchan, dies mit der „regionalen Identität“? Welche Rolle spielen da Vertreter gesellschaftsrelevanter Gruppen in den Gremien der öffentlich-rechtlichen Sender?

Suchan:

Zuerst eine grundsätzliche Bemerkung zur Politik. Ich verwahre mich, dass die Politik Einfluss aufs Programm nimmt. Es wird zwar immer wieder versucht, aber wir sind Gott sei Dank noch Manns genug, dies abzuwehren. Sie machen dies, wenn sie es geschickt machen, über Personalpolitik. Sie machen auch einen Staatsvertrag, in welchem gewisse Grundbedingungen festgehalten sind, aber ansonsten hat man natürlich schon die Möglichkeit, dies abzuwehren.

Aber zum Stichwort „Regionale Identität“: Das ist ja so ein tolles Wort, hinter dem wir uns immer wieder verstecken. Regionale Identität am Oberrhein – ich bitte sie, was ist das? Diese ganze Frage nach der Identität und dann dies im Zusammenhang mit Medien. Was sollen wir denn tun?

Ich komme aus einem Bundesland Baden-Württemberg. Das ist ein relativ junges Bundesland, in dem es Schwaben und Gelbfüßler gab. Und die Badener und die Württemberger sind zu einem Bundesland zusammengeschweißt worden. Die haben bis heute noch keine Landesidentität. Da arbeiten wir immer noch dran, dass das passiert.

Mitten in der Grenze dieses Landes gibt es eine Stadt namens Schwenningen. Der eine Teil ist badisch, der andere schwäbisch. Wenn man von dem einen Teil in den anderen telefonieren muss, muss man eine Vorwahl wählen, als ob man ins Ausland telefonieren würde.

Also: Wir reden von einer Landesidentität, aber bis wir die erreicht haben, ich weiß nicht, wie lange dies noch geht. Und nun kommt die regionale Identität am Oberrhein. Ich möchte dafür plädieren, dass wir von diesen abstrakten Begriffen wegkommen.

Regionale Identität: Wo drei Nationen aufeinander stoßen. Da haben wir die Große Nation Frankreich. Wie soll dieses große Land zu einer Identität mit den Schwaben, Badenern und Schweizern kommen. Wie soll das gehen? Die Schweizer: In jede Himmelsrichtung eine andere Sprache. Ein großes Land mit kleinen Entfernungen. Wie soll das gehen?

Und dann diese Deutschen, die, mit Verlaub gesagt. Bis heute keine nationale Identität haben. Vielleicht mal zu Zeiten der Fußballweltmeisterschaft, indem sie mal das Fähnchen winken. Aber nationale Identität haben wir auch nicht.

Also: Runtergehen von diesen Begriffen, denke ich, und versuchen, konkret und sichtbar zu machen, wie die Menschen in Grenzregionen weiter sind als die Strukturen. Da genau hingucken: Was machen die eigentlich? Wie leben die? Wie sieht dieser Alltag tatsächlich aus? Wofür interessieren die sich? Mit Verlaub gesagt: Ich würde bei den leichten Themen zunächst beginnen. Etwa bei der Freizeit: Mit wem treffen die sich? Und dann die etwas schweren und größeren Themen langsam einfließen lassen. Aber von den Menschen her denken und nicht von unseren abstrakten Begriffen, Strukturen. Das halte ich für ganz wichtig.

Koellreuter:

Der Oberrhein ist für viele Dinge zu groß. So wie ich den Oberrheinraum erlebe, haben wir möglicherweise vier Unterräume, die sich an den Eurodistrikten orientieren, wo wir viel Bewegung haben. Wo gependelt wird, wo eingekauft wird, wo Erholung stattfindet, wo sich Nahverkehrssysteme langsam zu strukturieren beginnen und Austausch viel intensiver stattfindet. Ich meine, an der hier heute stattfindenden Veranstaltung sind nur zwei Räume des Oberrheins hier präsentiert, nämlich der Raum Basel und der Raum Freiburg. Ich war vor kurzem bei einer Veranstaltung in Straßburg, da war Freiburg praktisch nicht präsent, Basel ein bisschen, dafür viel Straßburg und Ortenau und auch Karlsruhe. Das heißt, der Raum ist wirklich recht groß und für seine 5 Millionen Menschen als Ganzes nur wenig erfahrbar.

Ullrich:

Und wahrscheinlich suchen dann auch die Menschen zwischen Basel und Straßburg auch nicht mehr diese Nähe in diesem großen Raum, denn der Weg nach Melbourne z. B. ist in ihrem Bewusstsein für sie ebenso erreichbar wie der Weg von Basel nach Straßburg.

Herr Tholen, Sie haben sich gemeldet:

Tholen: *(aus dem Publikum)*

Erlauben Sie mir als Mitveranstalter mich kurz zu drei Stichworten zu äußern. Diese sind: Wandel der Öffentlichkeit, Veränderung von Kulturpolitik und Kulturförderung und schließlich Medienkompetenz und Lesekompetenz.

Zum ersten Punkt: Frau Drda-Kühn hat beschrieben, dass sich durch die Neuen Medien in den letzten 6 Jahren Neuformen von Teilöffentlichkeiten herausgebildet haben. Was heißt das transnational? Gleichwohl gibt es aber neue Formen des Austausches, so genannte hybride Mischformen, wie wir sie zum Beispiel in Soundkulturen finden.

Zur Kultur- und Kunstförderung möchte ich auf Basel heruntergebrochen sagen: Es gibt ein am Film der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts fixiertes Verständnis von Kultur und Kunst. Das heißt: Es hat gedauert, bis die Basler Avantgarde-Szene die Möglichkeit hatte, ihre neuen Medienkunstformen in Hinblick auf Förderkriterien einbringen zu können, damit es auch als bezahlte Arbeit verstanden wurde. Das hängt damit zusammen, dass die Systemplätze der alten Medien sich angesichts der neuen Medien erst neu sortieren müssen.

In Hinblick auf Kulturaustausch muss ich feststellen, dass in der jungen Generation eine neue Form der Sesshaftigkeit durch die neuen Medien entstanden ist, was zu merkwürdigen Berührungängsten führt, gilt es über die Grenze zu gehen. Ich will aber nochmals auf das Basler Kunst-Verständnis in der Kulturpolitik eingehen. Man ist dort sehr an der klassischen Moderne in Kunst, Oper, Musik orientiert, hat aber wenig gesehen, was seit 10 Jahren in der Kunstszene durch Hyperwerk oder Plug-in entstanden ist. Entsprechend hat man sich ablehnend geäußert: Wir brauchen, so hieß es, keine Ars Electronia oder keine Transmediale, wie in Berlin, denn wir haben hier unsere klassische Kunst.

Ich denke, das ist nicht so sehr die Politik, als vielmehr das Politische gefragt, wie man zwischen alten und neuen Medien in Dialog treten kann. Das heißt für mich: Es müssen Kriterien formuliert werden, die für einen konstruktiven Dialog tauglich sind.

Ullrich:

Herr Taubmann, bitte!

Taubmann:

Ich möchte nochmals auf den etwas überladenen Begriff „Identität“ eingehen. Es ist in der Tat so, dass vor 30 Jahren der Versuch unternommen wurde, das Medium Radio zur grenzüberschreitenden Identitätsstiftung einzusetzen. Denken Sie an Radio Dreilandeck. Aber dieser Versuch ist gescheitert. Daraus hätten wir lernen können. Als die AKW-Bewegung aus den Weinbergen um Wyhl in die Städte ging, war es nämlich vorbei mit dem Blick über die Grenze, weil zuvor das Verständnis des Grenzüberschreitenden am Alemannischen ausgerichtet war.

Damals hat man die Medien dahingehend verstanden, sie als Instrumente der Identitätsstiftung einzusetzen. Ob dies nun für die Identitätsstiftung der Anti-KKW-Bewegung war oder für die Identitätsstiftung einer linken Gruppe oder wie auch immer. Das kriegen wir heute nicht mehr hin.

Im Bereich Kunst haben wir heute eine elegante Möglichkeit gefunden, um über die Grenzen zu gehen. Einfach deshalb, weil wir den Bürger und nicht den citoyen ansprechen.

Wenn ich an Regioartline denke, so sprechen wir heute gut verdienende, gut ausgebildete Menschen an, die auch bereit sind, für Kunst zum Beispiel nach Basel zu fahren. Die kaufen die Zeitung „Regioartline“, sind aber auch bereit, das Internetportal aufzusuchen. Aber dies ist heute eine andere Nummer. Wir haben nicht mehr die Fantasie, Identität im klassischen Sinne über Medien herstellen zu wollen. Das geht einfach nicht. Was aber geht, ist, für eine neue Medienlandschaft alte und neue Medien zu verbinden, .d.h. im Internet online Klangfestivals zu veranstalten oder experimentelle Hörspiele zu machen. Die Frage ist nur: Für wen?

Ullrich:

Sehen Sie, da gibt es ganz emotionale Sachen. Wenn das Festival in Lörrach heißen würde „Musik aus dem Dreiland“, dann hätten wir keine Chance. Der Titel des Festivals „Stimmen“ spricht die Emotionen der Menschen auf einem ganz elementaren Niveau an.

Der zweite Punkt ist: Wo siedeln wir die Mobilität an. Es wird ja versucht, bei Kultur- und Medienprojekten die Leute zu mobilisieren. Mir scheint, dass es der geschickte

Mix ist, der Programme und auch das Publikum bewegen kann, wie es in Lörrach ja gelungen ist. Aber eine Rezeptur gibt es nicht.

Ich sehe das jetzt auch bei den Vorbereitungen von Augusta Raurica, das neue Theater dort draußen mit 2000 Plätzen. Der Ort hat etwas. Ich weiß nicht, was es ist. Wir hatten noch gar nichts gemacht, sondern nur das Projekt aufs Netz gestellt. Innerhalb von 48 Stunden hatten wir fast 500.000 Zugriffe nur (!) auf diesen Begriff, nicht auf die Institution, denn die funktionierte ja noch gar nicht.

Ich möchte da Herrn Jenny zustimmen, wenn er vorhin sagte, dass man mit Nischenprojekten sehr wohl über die Grenzen gehen kann.

Koellreuter:

Ich möchte auf einen 1 A Integrator hinweisen, der aus Basel kommt. Das ist unsere Life Science, die Jahr für Jahr 5% mehr Stellen schafft. Aus der ganzen Welt zieht es Talente an. Wir sind heute eine kleine Metropolitan-Region mit dem höchsten Grad an Internationalität – Menschen aus aller Welt, die hier wohnen und arbeiten.

Basel hat wenig Raum. Und da gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder man geht in die Höhe, oder man expandiert in der Horizontalen. Baselland ist praktisch zugebaut, d.h. weitere Expansionsmöglichkeiten sind nur in Richtung Norden und zwar primär in Richtung Elsass möglich. Bedenken Sie: 50 % der Lehrerinnen und Lehrer der internationalen Schulen wohnen heute schon im Elsass, weil es dort noch bezahlbar ist.

Es finden also reale Vernetzungen von Wohnen und Arbeiten über Freizeit und Kultur im Dreiländereck statt. Wir sollten uns allerdings von der reinen Trinationalität oder der Zweisprachigkeit verabschieden. Wir müssen uns mehr international orientieren. Sie brauchen ja nur in die Fußgängerzonen gehen, um festzustellen, welche Sprachen gesprochen und welche Kulturen da sind. Spannender ist dann die Frage, wie wir das kulturell auffangen, was eine große Herausforderung darstellt.

Ullrich:

Das würde heißen, wenn ich Sie recht verstehe: Die Region, diese Grenzregion lebt nicht von der Integration Elsässisch-Südbadisch-Baslerisch, sondern von den internationalen Masterindustrien, wie Life Sciences.

Ich stelle als Kulturbeauftragter in den letzten Jahren fest, dass es unterschiedliche Abwendungen, aber gleichwohl auch unterschiedliche Zuwendungen gibt. Mit der

Einrichtung des Gare du Nord hat sich die Zahl der Musiker verdoppelt und zugleich hat sich das Publikum verzehnfacht, das sich für Neue Musik interessiert. Das haben wir nicht in allen Sektoren erreicht. Das Sprechtheater ist zurzeit äußerst problematisch, ebenso der Tanz. Es gibt einfach für alle Sparten keine einheitliche Agenda, so dass die Entwicklungen nicht gleich verlaufen. Es gibt halt nicht DIE kulturelle Entwicklung oder die künstlerische Entwicklung. Es gibt unterschiedlichen Entwicklungen und Frequenzen in den einzelnen Sektoren.

Oder denken Sie an die Medienwelt. DRS1, 2 und 3 haben im Netz eine total unterschiedliche Präsenz, obwohl sie aus ein und demselben Unternehmen stammen. Ebenso ist es beim Schweizer Fernsehen. In der Suisse Romande ist die Verknüpfung zwischen Broadcasting und Internet wesentlich weiter und intensiver entwickelt, wie in der deutschsprachigen Schweiz. Das sind unterschiedlichste Welten. Da gibt es schlichtweg unterschiedliche Beurteilungen über das, was machbar ist und was nicht. Oder denken Sie an die BaZ. Als Printprodukt hat sie hier einen schlechten Namen, hingegen genießt sich im Netz eine hohe Akzeptanz. Es sind dies zwei Welten. Ich muss es nochmals sagen: es gibt gewisse Nischen, die gehen, und manche, die nicht funktionieren.

Herr Jakob, Sie haben sich zu Wort gemeldet:

Jakob: (aus dem Publikum)

Aus meiner Erfahrung der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit möchte ich zwei Dinge herausstellen, die mir sehr wichtig scheinen. Bei Projekten ist es notwendig, dass ein gewisser Markt besteht, d.h. dass Bedürfnisse und Nachfragen vorhanden sind. Zum anderen bedarf es aber oftmals so genannter „heroischer Taten“. Ich will damit sagen, dass es Persönlichkeiten bedarf, die Hindernisse aus dem Weg räumen wollen. Denken Sie an die Dreilandzeitung. Da war diese Bereitschaft auf allen Seiten vorhanden.

Ein gutes Beispiel aus einem ganz anderen Bereich ist das grenzüberschreitende Gesundheitswesen, ein Vorhaben, das gewinnen kann, indem man den Markt für Patienten öffnet. Es ist auch in diesem Fall aber ein Engagement notwendig, das bereit ist, rechtliche Hindernisse zu überwinden.

Ullrich:

Es ist 10 nach 13 Uhr. Hat jemand noch eine Antwort vorbereitet auf eine Frage, die hier nicht erörtert worden ist? Es ist dies nicht der Fall. Ich danke ihnen für die interessante, aber auch emotional spannende Diskussion.

Verzeichnis der Autoren und Diskussionsteilnehmer

Prof. Dr. Frank Baasner, geboren 1957 in Paris. In Bonn und Belgien aufgewachsen und zur Schule gegangen. Nach dem Studium der Romanistik, Komparatistik und Psychologie in Bonn, Bologna und Tübingen Promotion mit einer Arbeit zur europäischen Aufklärung. Mit einem Habilitationsstipendium der DFG arbeitet er in Spanien und wird 1993 in Tübingen habilitiert. 1993-1995 Professor in Erlangen, seit 1995 in Mannheim. Seit 2002 Direktor des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg. Seit mehr als 15 Jahren arbeitet er für international tätige Unternehmen als Berater für deutsch-französische und deutsch-italienische Zusammenarbeit. Seit 2004 ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz.

Neuere Publikationen (Auswahl): Europa. Die Zukunft einer Idee. Hrsg. von Frank Baasner und Michael Klett, Wiss. Buchgesellschaft 2007. Deutschland-Frankreich: Zusammenarbeit im grenznahen Raum von Mulhouse bis Saarbrücken. Eine analytische Bestandsaufnahme = France – Allemagne: coopération dans la grande région frontalière de Mulhouse à Sarrebruck / Frank Baasner; Wolfgang Neumann. – Ludwigsburg, 2005. (dfi compact; Nr. 4). L'avenir de l'espace rhénan – Die Zukunft des Oberrheinraums, hrsg. von Frank Baasner und Wolfgang Neumann, Ludwigsburg 2006 (dfi compact 5).

Alfons Bank, Oberregierungsrat, Stabsstelle für Grenzüberschreitende Zusammenarbeit Regierungspräsidium Freiburg, Freiburg i.Br.

Dr. Urs Breitenstein war bis zu seiner Pensionierung Ende November 2007 Mit-Inhaber der Schwabe AG, Verlag und Druck in Basel und ist neben seinen vielen ehrenamtlichen Tätigkeiten u.a. Präsident des SBVV, Schweizer Buchhändler- und Verleger-Verband.

Dr. Karin Drda-Kühn ist Vorstandsvorsitzende des Vereins für Kultur und Arbeit e. V. mit Sitz in Bad Mergentheim. Der Verein ist Träger von www.vertikult.de, dem Serviceportal für kulturelle Dienstleistungen. Dr. Drda-Kühn war 2002 – 2005 Leiterin des Forschungs- und Anwendungsvorhabens „vertikult – Entwicklung eines vertikalen Portals für die Kulturarbeit“. Als Unternehmerin und Geschäftsführerin der media k GmbH, Bad Mergentheim, implementiert sie Vorhaben an der Schnittstelle zwischen neuen Informationstechnologien und der Kulturwirtschaft.

Dr. Sabine Eggmann, Studium der Volkskunde/Europäischen Ethnologie, Alten Geschichte und Lateinischen Philologie in Basel und Marburg a.L.; Promotion zum Thema „Kultur – Konstruktionen. Konkurrenz des Wissens in der späten Moderne“; Nach einer Assistenz am Seminar für Volkskunde/Europäischen Ethnologie der Uni-

versität Basel (jetzt „Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie“), der Co-Leitung eines Forschungsprojekts im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 51 „Integration und Ausschluss“, Gastlehraufträgen im Ausland und einer Dozentur im Masterprogramm „Kulturmanagement“ der Universität Basel momentan tätig als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Forschungsprojekt zur aktuellen Kulturpolitik in der Schweiz. Publikationen (Auswahl): Eggmann, Sabine: Beitrag zu „Visionen – Meinungen“. In: Hagmann, Daniel, Das Museum der Zukunft. Ein Experiment zum Basler Jubiläumsjahr 2001, Basel 2001, S. 56f (Basler Neujahrsbüchlein der Basler Zeitung; Nr. 50). Das Ästhetische in der Alltagskultur. Festschrift für Frau Christine Burckhardt-Seebass zum 65. Geburtstag. Verantw. für diese Ausgabe: Sabine Eggmann/Beatrice Tobler. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 98/1 (2002). Eggmann, Sabine: Der Blick auf das Eigene. Ein kulturwissenschaftlicher Zugang zur Kulturwissenschaft. In: Wissenschaftskulturen – Experimentalkulturen – Gelehrtenkulturen. Hg. v. Markus Arnold/Gert Dressel. Wien 2004, S. 127-136. Eggmann, Sabine: Velokurier(e): Oszillationen von Ort, Arbeit und Körper. In: Ort. Arbeit und Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. Hg. v. Beate Binder et al. Münster 2005, S. 345-352. Eggmann, Sabine: Volkskunde/Europäische Ethnologie: Eine wissenschaftliche Disziplin und ihr Wissen. Diskursanalytische Perspektivierungen. In: Lozoviuk, Petr/Moser, Johannes (Hgg.): Probleme und Perspektiven der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Fachgeschichtsschreibung, Dresden 2005, S. 31-39 (Bausteine aus dem ISGV. Kleine Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 7). Eggmann, Sabine: ‚Kultur – Konstruktionen‘. Konkurrenz des Wissens in der späten Moderne. Diss. MS, Universität Basel 2006 (*Publikation in Vorbereitung*).

Peter Felber, *Theologe, eidg. dipl. PR-Berater, Partner*. Theologie-Studium an der Universität Basel. Nach Assistententätigkeit während mehrerer Jahre Gemeindepfarrer in Beggingen (SH) und Sekretär der kantonalen Kirchenleitung in Schaffhausen. Während dieser Zeit publizistische Tätigkeit. Anschließend Leiter des Amtes für Information und Medien der Evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt. Daneben Ausbildung zum PR-Berater am Schweizerischen Public Relations Institut (SPRI) in Biel. Bei int/ext Communications seit 1996.

Roland Fesenmayr, nach dem Studium im Jahr 1995 hat sich Roland Fesenmayr (37) selbstständig gemacht und war Mitbegründer des Internetdienstleisters Virtual Identity AG mit Sitz in Freiburg. 2003 suchte er sich eine neue Aufgabe und startete mit drei weiteren Gesellschaftern die OXID eSales GmbH, die sich auf die Entwicklung und den Verkauf von Software für den Internethandel konzentriert – beispielsweise für den Modelleisenbahn-Hersteller Märklin. Heute beschäftigt OXID bereits 25 Menschen, acht davon arbeiten in Litauen. Er ist zudem Vorstandsvorsitzender des Medien Forum Freiburg (mff), leitet die Fachgruppe E-Commerce im Bundesverband Digitale Wirtschaft (bvdw) und hat einen Lehrauftrag für E-Business an der Fachhochschule Furtwangen

Martin Graff, geboren 1944 in Münster, lebt im Elsass. Studium der Theologie und Romanistik an der Universität Straßburg. Als Filmemacher und Schriftsteller vagabundiert der elsässische Sprachakrobat schon seit 30 Jahren frechfröhlich zwischen Frankreich und Deutschland. Seine mehr als 200 Filme und 20 Bücher wurden mit zahlreichen Preisen honoriert. Feiert Erfolge als Kabarettist zusammen mit dem deutschen Schauspieler Klaus Spürkel. Das neue Grenzkabarett ist die erste zweisprachige Bühne, in der beide Akteure mit der Mentalität verschiedener Völker denken.

PD Dr. Frank Haase, geboren 1957 in Leonberg. Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichte, M.A. (1982), Assessor des Lehramts (Gymnasium) (1985), Dr. phil. (1985). Seit 1985 Mitarbeiter des Südwestfunks, seit 1990 festangestellter Redakteur, 1996 – 2004 Redaktionsleiter der Sendereihe „Lämmle live“. Seit 1991 Lehrbeauftragter der Universität Stuttgart am Institut für Pädagogik, Philosophie und Psychologie für den Fachbereich Medienpädagogik; 2007 Lehrbeauftragter an der Universität Salzburg am Institut für Kommunikationswissenschaft; seit 2001 zunächst Lehrbeauftragter, dann seit 2005 Privatdozent am Institut für Medienwissenschaften der Universität Basel. 1995 Gründungsmitglied des Medienpädagogischen Forschungsverbundes Südwest (MpFS). Forschungsschwerpunkte: Mediengeschichte, Medientheorie und Medienpädagogik.

Publikationen (Auswahl): Kleists Nachrichtentechnik (Westdeutscher Verlag 1986); Die Revolution der Telekommunikation – die Theorie des telekommunikativen Apriori (Nomos-Verlag 1996); Medien – Codes – Menschmaschinen. Medientheoretische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert (Westdeutscher Verlag 1999); Metaphysik und Medien – Über die Anfänge medialen Denkens bei Hesiod und Platon (Kopaed-Verlag 2005), Die Aristotelische Philosophie der Medien (Kopaed-Verlag 2006), Homers Medien – téchnē und poiēsis in der *Odyssee* (2007).

Dr. Peter Haber, studierte Geschichte, Soziologie, Staatsrecht und Philosophie an den Universitäten Basel und Freiburg im Breisgau und promovierte bei Prof. Heiko Haumann in Allgemeiner Geschichte. Zusatzausbildung in Archiv- und Informationswissenschaften an der Universität Bern. 1998 Mitgründer von «hist.net», einer Internet-Plattform für die Geschichtswissenschaften, seit 1999 Lehraufträge an verschiedenen Hochschulen, seit 2005 Mitarbeiter am Forschungsprojekt „digital.past. Die Geschichtswissenschaften im digitalen Zeitalter“ am Historischen Seminar der Universität Basel. Zahlreiche Publikationen zum Thema Medien und Geschichte. Demnächst erscheint bei UTB das von ihm mit herausgegebene Handbuch «Digitale Arbeitstechniken. Ein Ratgeber für die Geistes- und Kulturwissenschaften im 21. Jahrhundert». Im Netz ist er unter <http://hist.net/haber> zu finden.

Christian J. Haefliger, 1940 in Wien geboren, Bürger von Seeberg (BE). 11 Jahre Rudolf Steiner Schule Basel. 1958 heilpädagogisches Praktikum in England. Lehrabschluss als Bauzeichner, Kunstgeschichte bei Georg Schmidt, später als Werkbund-

Architekt (SWB) in Basel und Zürich tätig. Von 1970 bis 2003 bei der Regio Basiliensis, ab 1992 als deren Geschäftsführer. Von 1980 bis 1992 Mitglied des Grossen Rates des Kantons Basel-Stadt und ab 1985 Präsident der grossrätlichen Gesamtverkehrskommission. 1983-1987 Präsident der IG Öffentlicher Verkehr (IGÖV) Nordwestschweiz. 1980-1997 Verwaltungsrat Basler Verkehrs-Betriebe (BVB). 1988-2006 Verwaltungsrat Theater Basel. 1993-2006 Stiftungsrat Europainstitut Basel, seit 2004 Präsident Förderverein Europainstitut. 1995-2004 Mitglied im Präsidium und seither im Beirat der Arbeitsgemeinschaft Europäischer Grenzregionen (AGEG). 2002-2005 Mitglied des Verfassungsrats Basel-Stadt.

Prof. Dr. Alexander Honold, geboren 1962 in Valdivia/Chile, Ordinarius für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Basel. Studium der Germanistik, Komparatistik, Philosophie und Lateinamerikanistik in München und Berlin; Promotion 1994 an der FU Berlin mit einer Arbeit über Robert Musil und den Ersten Weltkrieg; Habilitation 2002 an der Humboldt-Universität zu Berlin mit einer Studie über die Astronomie im Werk Friedrich Hölderlins. Lehrtätigkeit u.a. an der FU Berlin, an der Humboldt-Universität zu Berlin und an der Universität Konstanz. 1997-2000 Wiss. Koordinator des DFG-Projekts »Literatur- und Kulturgeschichte des Fremden«; Forschungsaufenthalte an der New York University (1997) und an der Stanford University (1998), 1998/99 Fellow am Kulturwissenschaftlichen Institut (KWI) des Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen in Essen. Zahlreiche Aufsätze, Zeitungsartikel und Literaturkritiken.

Jüngste Buchveröffentlichungen: »Die andere Stimme«. Das Fremde in der Kultur der Moderne. Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 1999 (Mhg.); Der Leser Walter Benjamin. Bruchstücke einer deutschen Literaturgeschichte. Berlin: Vorwerk 8, 2000; Das Fremde. Reiseerfahrungen, Schreibformen und kulturelles Wissen. Berlin: P. Lang 2000 (Mhg.); 2. Aufl., Berlin 2003; Nach Olympia. Hölderlin und die Erfindung der Antike. Berlin: Vorwerk 8, 2002; Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden. Tübingen: Francke 2002 (Mhg.); Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit. Stuttgart: Metzler 2004 (Mhg.); Hölderlins Kalender. Astronomie und Revolution um 1800. Berlin: Vorwerk 8, 2005.

Dr. Eric Jakob, geboren 1962. Studium der Germanistik, Medienwissenschaften, Philosophie und Anglistik an den Universitäten Basel und Edinburgh. Promotion in politischer Philosophie. Nachdiplomstudium in Betriebswirtschaft und Marketing. 1988-1989 Koordinator Logistik für den europäischen Kirchenkongress »Frieden in Gerechtigkeit«. 1990-1993 Projektleiter bei der Interdisziplinären Berater- und Forschungsgruppe IBFG in Basel. 1993-1995 Schweizer Mitarbeiter der trinationalen Informations- und Beratungsstelle INFOBEST PALMRAIN in Village-Neuf (F). 1995-2003 stv. Geschäftsführer der Regio Basiliensis. Seit Juli 2003 Geschäftsführer der Regio Basiliensis. Vizepräsident der Neuen Helvetischen Gesellschaft Region Basel, Präsidiumsmitglied der Arbeitsgemeinschaft Europäischer Grenzregionen AGEG. Stiftungsrat Europainstitut Basel. Präsident Förderverein Medienwissenschaft der Universität Basel.

Publikationen: Martin Heidegger und Hans Jonas: Die Metaphysik der Subjektivität und die Krise der technologischen Zivilisation, Tübingen und Basel 1996. Europa und der sozialphilosophische Hintergrund des Subsidiaritätsprinzips, Bern 2000. Rendez-vous 2000 der europäischen Grenzregionen, Basel und Frankfurt/M. 2001. 40 Jahre Schweiz im Europarat, hrsg. von Eric Jakob und Martin Weber, Basel und München 2003.

Thomas Jenny, Geschäftsleitung Stiftung Radio X in Basel.

Sebastian Kölliker, der 1990 geborene Gymnasiast ist seit 2004 Mitglied des jungen Rates, der regierungsrätlichen Kommission in Basel-Stadt, die sich für die Anliegen der Jugend stark macht, und präsierte diesen im Jahr 2006. Er ist viel unterwegs in der Stadt und setzt sich für ein modernes, jugendnahe und lebendiges Basel ein, u.a. als Vorstandsmitglied des Rockfördervereins der Region Basel

Dr. Christoph Koellreuter, Studium der Volkswirtschaft an der Universität Basel, Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der OECD, Paris, Assistent an der Universität Basel, Stipendiat des Schweizerischen Nationalfonds an der Queens University Kingston Kanada (Abschluss Master of Public Administration (MPA)), Projektleiter für Konjunkturprognosen bei der Prognos AG, Basel. 1980 Gründung der BAK Basler Arbeitsgruppe für Konjunkturforschung als Spin-Off der Universität Basel und der Prognos AG. Seit 1987 Präsident des Verwaltungsrates und bis 2007 geschäftsführender Direktor von BAK Basel Economics. Mitglied des Verwaltungsrates von Skandia Leben (Schweiz) AG sowie Mitglied des Vorstandes der Statistisch Volkswirtschaftlichen Gesellschaft Basel und der Vereinigung Basler Ökonomen.

Prof. Dr. Georg Kreis ist Ordinarius für Neuere Allgemeine Geschichte und Schweizergeschichte an der Universität Basel und seit 1993 zudem Leiter des damals geschaffenen, interdisziplinären Europainstituts. Weitere Tätigkeiten sind: seit 1995 Präsident der damals geschaffenen Eidg. Kommission gegen Rassismus, seit 1996 Mitglied der damals geschaffenen unabhängigen Expertenkommission „Schweiz-Zweiter Weltkrieg“, seit 2000 Präsident der NF-Leitungsgruppe „Schweiz-Südafrika“.

Prof. Dr. Ueli Mäder ist Ordinarius für Soziologie an der Universität Basel, Co-Leiter des Instituts für Soziologie, Dekan der Philosophisch-Historischen Fakultät (2006-08) und Generalsekretär der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie. Er hat auch eine Professur an der Hochschule für Soziale Arbeit (FHNW) und leitet den Nachdiplomstudiengang in Konfliktanalysen und Konfliktbewältigung.

Alberto Schneebeli, Leiter Stabsstelle Bildung, Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion Kanton Basel-Landschaft.

Prof. Dr. Rita Schneider-Sliwa, geboren 1953 in Oberhausen, Studium der Geographie, Anglistik und Geologie an der TH Aachen sowie der Geographie und Volkswirtschaft, Agrarökonomie und Soziologie an der Ohio State University in Columbus, Ohio/USA, M.A. (1977) und Doctor of Philosophy (1982) in den USA, Assistant Professor an der University of Maryland, Habilitation (1994) an der Freien Universität Berlin. Stipendiatin: Fulbright, Deutsche Forschungsgemeinschaft, Sri Lanka Institute of Fundamental Studies; Hans-Bobek-Preisträgerin. Ab 1995 Ordinaria für Humangeographie/Stadt- und Regionalforschung und Direktorin am Geographischen Institut der Universität Basel. Arbeitsschwerpunkte: Stadt- und Regionalentwicklung; Monitoring sozial- und wirtschaftsräumlicher Prozesse; Herausgeberin „GEOGRAPHICA HELVETICA“, Westermann „Das Geographische Seminar“, „Basler Stadt- und Regionalforschung“, „Basler Beiträge zur Geographie“, Wissenschaftlicher Beirat Bulletin de l'Association Géographes Français, Revue Géographique de l'Est; Association de Géographes Français, Association Interuniversitaire de Géographie de l'Est, International Geographical Union; Mega City Task Force der International Geographical Union, Basel Economics-BAK-Basel. Professional Memberships: Association Suisse de Géographie (ASG); Deutscher Verband der Geographen an Deutschen Hochschulen (VGDH); Verband der Angewandten Geographen (DVAG); Association de Géographes Français; Association Interuniversitaire de Géographie de l'Est; Association of American Geographers (AAG); American Planning Association (APA); Schweizerische Studiengesellschaft für Raumordnung und Regionalpolitik (ROREP); Regio Basiliensis e.V.; FSU-Fédérations Suisse des urbanistes/Fachverband Schweizer RaumplanerInnen, Geographisch-Ethnologische Gesellschaft Basel; Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin; Arbeitskreis USA im Zentralverband der Geographen an Deutschen Hochschulen.

Rainer Suchan, Studium der Erziehungswissenschaften; Rundfunk-Volontariat. 1976-1980 freier Hörfunkjournalist (SWF, ARD). 1980-1983 SWF Fernsehkorrespondent und -moderator, 1983-1990 SWF Hörfunkredakteur „Politik und Zeitgeschehen“, 1990-1998 zusätzlich verantwortlich für Hörfunk-Feature im Landesstudio Freiburg, seit 1998 Leitung der SWR Fernsehredaktion Freiburg.

Christoph Taubmann, Technische Leitung, 2. Vorsitzender artforum3 e.V. & stellvertretender Geschäftsführer Regioartline.

Niggi Ullrich, geboren 1952 in Basel, lebt mit seiner Familie in Arlesheim in der Schweiz. Nach einem Regiestudium in München und einem Phil I Studium in Basel arbeitete er u.a. als Lehrer, Festivalleiter, Regisseur und auch als freier Mitarbeiter für das Schweizer Radio DRS. Seit 1988 ist er Kulturbeauftragter des Kantons Basel-Landschaft und hatte neben dieser Tätigkeit zahlreiche andere Ämter inne: so war er von 1999 bis 2002 Mitglied der Projektleitung BASEL 2001 (Kantonsdelegierter für die Expo.02), Mitglied der nationalen Schweizer UNESCO-Kommission und Präsident des Verwaltungsrates der Medien- und PR-Agentur comm.pact in Basel. Zudem arbeitet er

in verschiedensten Funktionen für die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft SRG idée suisse und ist seit 2006 als Projektleiter für die Bespielung des Römischen Theaters in Augusta Raurica verantwortlich. Außerdem ist er bereits mehrere Jahre als Dozent des Masterprogramms Kulturmanagement an der Universität Basel tätig. Am DNT inszeniert er in der Spielzeit 07 / 08 die *Gefährlichen Liebschaften* in der Bearbeitung von Christopher Hampton.

Dr. Klaus Wenger, studierte Geschichte, Germanistik und Erziehungswissenschaften in Bonn, München, Paris und Göttingen. Von 1976 bis 1980 Assistent an der Universität Paris III und von 1981 bis 1984 Referent im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft. Parallel dazu Lehraufträge u.a. an der École nationale d'administration (ENA) in Paris und an der Universität Frankfurt. Von 1984 bis 1991 leitender Redakteur beim Südwestfunk. Seit 1991 bei ARTE beschäftigt als Redaktionsleiter der Bereiche Dokumentation und Dokumentarfilm. Seit 1995 Geschäftsführung von ARTE Deutschland und die ARTE-Koordination der ARD. Ferner Vorstandsmitglied des *Deutsch-Französischen Instituts Ludwigsburg*, Hochschulrat der Staatlichen Musikhochschule Karlsruhe sowie auch Verwaltungsrat des *Festival du Film d'Histoire Pessac/Bordeaux*.

Urs Wüthrich-Pelloli, Regierungsrat des Kantons Basel-Landschaft, Vorsteher der Bildungs-, Kultur und Sportdirektion. Ausbildung: 1970-1973 Kaufmännische Ausbildung, 1976-1979 Fachausbildung im Gesundheitsbereich. Berufliche Tätigkeit: 1973-1976 Kaufmann, 1979-1980 Aufbau und Leitung Rehab-WG Psychiatrische Klinik Solothurn, 1981-2003 Zentralsekretär vpod, Mitglied der Geschäftsleitung, 1990-2003 Lehrbeauftragter Kaderschulung Gesundheitsberufe sowie an Berufsschulen für Pflege. Politische Tätigkeit: 1977-1980 Mitglied des Gemeinderates Zuchwil, 1989-2001 Mitglied der Sozialhilfebehörde Sissach, 1994-2003 Präsident des Gewerkschaftsbundes BL, 1995-2003 Mitglied des Landrates BL, ab 1997 Fraktionspräsident, seit 1997 Mitglied der Geschäftsleitung der SP BL Delegierter der SP Schweiz, seit 1.7.2003 Mitglied des Regierungsrates des Kantons Basel-Landschaft Vorsteher der Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion. 01.07.2006 – 30.06.2007 Regierungspräsident.

